

AUFTRAG



HEFT 224 / 1996

36. JAHRGANG

- JAHRESTHEMA 1996:
„Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis“
- WELTFRIEDENSTAG 1996:
„Bereiten wir den Kindern eine friedliche Zukunft“
- KIRCHE UND GESELLSCHAFT
Religionsunterricht
- RECHTSSTAAT UND TOTALITARISMUS

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

JAHRESTHEMA 1996

Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis (Karl-Jürgen Klein)	3
Das Jahresthema als Hinführung auf das Jubiläumsjahr 2000 (Walter Theis)	4
Die Kirche wickelt sich ab – und die Gesellschaft lebt die produktive Kraft des Religiösen (Eckhard Bieger, Wolfgang Fischer, Herbert Poensgen)	5
Pressemitteilung: GKS gegen Gleichgültigkeit der Christen	16
Anstöße für ein gelebtes Apostolat in der Gemeinde (Seelsorgeamt Erzbistum Köln/PS)	17
„Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde“ (DBK)	21
„Ihr sollt meine Zeugen sein“ – Spiritualität im Leben der christlichen Familie (PS)	22
„Ihr sollt meine Zeugen sein“ – Christsein im Alltag und im Beruf (PS)	23

WELTFRIEDENSTAG 1996

„Bereiten wir den Kindern eine friedliche Zukunft!“ – Botschaft Johannes Paul II. zum Weltfriedenstag	24
WB III: Feier des Weltfriedenstages in Köln am 30. Januar 1996 (J. Meisner, K. Naumann, P. Brochhagen)	27
Festakt zum Weltfriedenstag 1996 in Bonn (bt)	32
WB II: Weltfriedenstag 1996 in Hildesheim (L. Fischer, N. Schwertfeger)	33
„Die Welt kann ohne Respekt vor dem Leben nicht existieren“ – Ansprache Johannes Paul II. an das Diplomatische Corps	35

ZEITGESCHEHEN

Ist Demokratie ewig? (HF)	39
Dienst an der Gemeinschaft: Zur Rolle der Bw in der Gesellschaft (Karl Heinz Hock)	40
Kompromiß zur evangelischen Militärseelsorge	41
„Der Krieg verlagert sich in die Küche hinein“	41
Betreuungspavillon für deutsche Pioniere in Benkovac/Kroatien einsatzbereit (KAS)	42

ASYMMETRIE DER GESCHLECHTER

Anthropologie der Geschlechter (Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz)	43
---	----

KIRCHE UND GESELLSCHAFT

In Ruanda waren Priester an Morden beteiligt	46
Religionsunterricht	48
Leben aus dem Glauben	50
Omarska liegt im neunten Kreis der Hölle	52
Die Prägungskraft des Kreuzes	53

RECHTSSTAAT UND TOTALITARISMUS

Waren alle Deserteure Widerstandskämpfer?	56
Für Verbrechen bestraft, die kein Rechtsstaat kennt und ahndet	57

PERSONALIA

59

TERMINE 1996

61

KURZ NOTIERT

16, 21, 45, 47, 55

AUTOREN UND BEITRÄGE IN DIESEM AUFTRAG

62

BUCHBESPRECHUNGEN

63

JAHRESTHEMA 1996

Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis

Einführung des Bundesvorsitzenden in das Jahresthema 1996 der GKS

Die 36. Woche der Begegnung steht entsprechend ihrer Aufteilung in die Zentrale Versammlung der Katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs (ZV) und die Bundeskonferenz der GKS unter zwei Leitthemen. Die ZV hat sich als Motto gewählt:

„Sammeln – Stärken – Senden, Mit Zuversicht auf dem Weg“.

Die GKS stellt ihre Bundeskonferenz und die thematische Jahresarbeit 1996 unter den Leitgedanken **„Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis“**.

Thema der Zentralen Versammlung

Absicht ist es, die ZV an Themen und Fragen heranzuführen, die über den Bereich der Militärseelsorge hinausweisen und den Zusammenhang der Gesamtkirche in Deutschland und in der Welt berühren. Ein wichtiger Schwerpunkt kirchlicher Thematik im Jahr 1996 ist die Ökumene. Dies ist in folgendem zu erkennen:

- Am 25. Mai 1995 erschien die Enzyklika „Ut Unum sint“ von Papst Johannes Paul II. über den Einsatz für die Ökumene.
- Ein Schwerpunkt der Vorbereitungen auf das „Große Jubiläum 2000“ ist die Verwirklichung der Einheit der Christen.
- In Erfurt findet vom 13.–16. Juni die Deutsche Ökumenische Versammlung unter dem Thema „Versöhnung suchen – Leben gewinnen“ statt.
- Das Jahr 1996 ist das Luther-Gedenkjahr der Evangelischen Kirche. Der Reformator Martin Luther starb vor 450 Jahren am 18. Februar 1546.

Das Thema der Zentralen Versammlung **„Mit Zuversicht auf**

dem Weg“ trägt dem ökumenischen Gedanken und dem gemeinsamen Heilsweg aller Christen Rechnung. Als Referenten konnten P. Dr. Gerhard Voss OSB, Abtei Niederalteich, und Dekan Helmut Jehle, Ökumene-Beauftragter der Bayerischen Landeskirche gewonnen werden.

Über Personalplanung und den Sachstand der Neustrukturierung der Militärseelsorge wird Militärdekan Msgr. Walter Wackenhut, Leiter Referat II (Personalangelegenheiten) im Katholischen Militärbischofsamt, vor der ZV berichten.

Thema der Bundeskonferenz

Das Jahresthema der GKS wendet sich gegen die religiöse Gleichgültigkeit, die viele Menschen heute dahin bringt, so zu leben, als ob es Gott nicht gäbe, oder sich mit einer vagen Religiosität zufriedenzugeben. Dieser Verlust eines transzendenten Sinnes der menschlichen Existenz führt zu Verwirrungen im ethischen Bereich vor allem bei den Grundwerten der Achtung der Person, des Lebens und der Familie.

Neben dieser Gleichgültigkeit macht sich auch bei engagierten Christen eine Unsicherheit breit, von der persönliche Lebensführung, Spiritualität und Glaubenszuverlässigkeit ebenso betroffen sind wie die Gehorsamsbereitschaft gegenüber dem kirchlichen Lehramt.

In solchen Zeiten der Gleichgültigkeit und Unsicherheit kommt es darauf an, das Unterscheidungsvermögen der Christen zu entwickeln, sie für die Geheimnisse und die Einmaligkeiten des Glaubens zu sensibilisieren. Wer Zeugnis von Christus und seiner befreienden, frohmachenden Botschaft ablegen soll, muß im Glauben an Gott gefestigt, in der Hoffnung auf die Er-

wartung des ewigen Lebens gestärkt und in seiner im Dienst am Nächsten tätig engagierten Liebe wiederbelebt werden. (Joh. Paul II. „Tertio Millennio Adveniente“) Bei der Bundeskonferenz der GKS wird Frau Dr. Hanna-Renate Laurien* am Donnerstag, dem 25. April, den Grundsatzvortrag zum Jahresthema halten.

AUFTRAG möchte in diesem Schwerpunktheft dazu Anregungen geben und Mut machen, wie und damit der gelebte Glaube im Zeugnis der Christen kraftvoll wirksam werden kann.

Zeuge sein und Zeugnis ablegen können ist das Grundanliegen unserer Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Von diesem Geist ist die Konzeption „Gemeinsam in die Zukunft“, verabschiedet von der Bundeskonferenz der GKS im Mai 1995, geprägt. Dort heißt es:

„Die GKS ist eine Gemeinschaft, die Freude, Hoffnung und Zuversicht verbreiten soll. Gefragt ist hierfür der glaubhafte Zeuge. Zeugnis kann nur derjenige geben, der selbst überzeugt ist. Er zieht sich nicht zurück, weicht nicht aus oder flüchtet, wenn er gefordert wird. Vielmehr wendet er sich den Menschen und ihren Fragen zu. Er bringt unaufdringlich seinen Glauben ins Gespräch und kann Auskunft geben, warum er glaubt. Menschen, die sich weit vom Glauben entfernt oder ihn nie kennengelernt haben, müssen bei uns den Glauben lernen können.“ (AUFTRAG 217, Nr. 3212., vgl. auch Nr. 3211., 3228. und 3242.)

Karl-Jürgen Klein

* Präsidentin a.D. und Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin; Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK); Veröffentlichung u.a.: „Abgeschrieben? Plädoyer für eine faire Diskussion über das Priestertum der Frau“. Herder 1995.

Das Jahresthema als Hinführung auf das Jubiläumsjahr 2000

Die Vorbereitung der Kirche auf das dritte Jahrtausend – „Tertio Millenio Adveniente“

Walter Theis

Die herannahende Jahrtausendwende wirft in vielen Bereichen ihre Schatten voraus. Offensichtlich kann sich niemand der psychologischen Wirkung eines solchen Ereignisses entziehen. Für uns Christen ist die Jahrtausendwende mit dem Christusereignis als der Mitte von Geschichte und Weltgeschehen eng verbunden.

Papst Johannes Paul II. legte am 10. November 1994 ein umfangreiches Apostolisches Schreiben „TERTIO MILLENIO ADVENIENTE“ vor, das ein Rahmenprogramm für die Aktivitäten der katholischen Kirche zur Vorbereitung und Gestaltung des „Großen Jubeljahres 2000“ enthält. Der Papst sieht die Führung der katholischen Weltkirche über die Schwelle in das dritte Jahrtausend als die herausragende Aufgabe seines Pontifikates an. Das Jubiläumsjahr 2000 soll nicht nur in Rom, sondern parallel dazu auch in Jerusalem und in den einzelnen Ortskirchen (den Diözesen) stattfinden. Deshalb sollen die Vorbereitungen auch auf eine breite Basis gestellt werden. Auch in der Kirche unter Soldaten stellt sich die Frage „Wie bringen wir uns ein – Militärseelsorge, Laien, Räte, GKS?“ Als Einstieg in die zu beginnende Diskussion führt Militärdekan Msgr. Walter Theis kurz in die Überlegungen des Hl. Vaters und die Struktur der Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000 ein.

Bei der Feier des Jubeljahres 2000 geht es keineswegs um eine Endzeitstimmung. Vielmehr sollen nach dem Willen des Papstes Kirche und Gläubige zur Jahrtausendwende eine dankbare, jedoch auch kritische Rückschau auf ihre Vergangenheit vornehmen und Perspektiven für ihre Zukunft ableiten. Das Hl. Jahr soll Anlaß sein für Gewissenserforschung, Buße und vor allem Versöhnung von Gegnern und Wiedergutmachung von angerichtetem Schaden. Der Papst spricht von „Nachgiebigkeit angesichts von Methoden der Intoleranz oder sogar Gewalt im Dienst der Wahrheit“. Er hat dabei offensichtlich nicht nur die Inquisition im Blick, sondern auch die Beteiligung von Christen am Sklavenhandel, kirchliche Nachgiebigkeit gegenüber Diktaturen oder alte und neue Unrechtsstrukturen. Insbesondere aber die Kirche der Gegenwart und die Übel unserer Zeit müßten in den Blick rücken: von religiöser Gleichgültigkeit über Verwirrung im ethischen Bereich hinsichtlich Leben und Familie, bis hin zur Mitverantwortung vieler Christen an schwerwiegenden Formen von Ungerechtigkeit und sozialer Ausgrenzung.

Gewissenserforschung, Buße und Umkehr sind nach Ansicht Johannes Paul II. ganz besonders auch angesichts der christlichen Spaltungen angezeigt. Der Papst

regt ökumenische Initiativen zum Heiligen Jahr an. Und wenn das Jahr 2000 auch noch nicht die christliche Einheit bringe, sollten die Christen zumindest die Zuversicht haben können, die Überwindung der Spaltung sei „sehr nahe“. Auch der interreligiöse Dialog insbesondere mit Juden und Muslimen gehört zu den vorrangigen Aufgaben der Kirche für das neue Jahrtausend.

Die Vorbereitung für das Heilige Jahr 2000 soll sich in zwei Phasen vollziehen

- vor-vorbereitende Phase bis Ende 1996,
- eigentliche Vorbereitungsphase 1997–1999.

Die letzten drei Jahre vor dem eigentlichen Jubiläum sollen christologisch zentriert und trinitarisch strukturiert sein.

1997: „Sohn – Taufe – Glaube“

Das Jahr 1997 ist das christologische Vorbereitungsjahr. „Jesus Christus“ steht im Mittelpunkt. Angestrebt werden eine „Rückkehr zur Bibel“ und eine „Wiederentdeckung der Taufe“ und der Katechese in ihrem ursprünglichen Bedeutungswert einschließlich der Vertiefung des Katechismus.

1998: „Geist – Firmung – Hoffnung“

Dieses Jahr soll mit besonderem Eifer der innerkirchlichen Einheit

dienen. Der „Heilige Geist“ steht im Mittelpunkt mit besonderem Akzent auf dem Sakrament der Firmung, aber auch mit neuen Impulsen zur Neuevangelisierung; außerdem eine Vertiefung der „Anzeichen von Hoffnung“ auf weltlichem Gebiet in Wissenschaft, Technik, Medizin, Umweltbewußtsein, Förderung von Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität.

1999: „Vater – Buße – Liebe“

Als herausragende Aufgabe für das Jahr 1999 nennt der Papst die Auseinandersetzung mit dem Säkularismus und den Dialog mit den anderen Weltreligionen, vor allem dem Judentum und dem Islam. Die Besinnung auf „Gottvater“ und die geistigen Ziele „Umkehr und Wiederentdeckung des Bußsakraments“ stehen im Mittelpunkt. Daraus soll ein entschiedener Einsatz der Kirche für die Armen und die Randgruppen, gegen soziale und wirtschaftliche Ungleichheit bis hin zur „Überprüfung eines erheblichen Erlasses internationaler Schulden“ resultieren – bereits das alttestamentliche Jubeljahr sah einen Schuldenerlaß vor.

Zur konkreten Umsetzung der Vorgaben des Papstes und Vorbereitung ist ein Zentralrat für die Organisation des Hl. Jahres 2000 gebildet worden. Vorsitzender ist der Kurienkardinal Roger Echeagaray, deutsches Mitglied der Bischof von Würzburg Dr. Paul-Werner Scheele. Auch in den Ortskirchen sollen Kommissionen gebildet werden, die „ein entsprechendes Engagement der Sensibilisierung“ entfalten sollen.

Für die Kirche wird es darauf ankommen, daß das symbolisch hochgradig aufgeladene bzw. aufladbare Datum nicht apokalyptischen Unheilpropheten und esoterischen Scharlatanen überlassen wird, sondern ihren Anspruch geltend macht.

Die Kirche wickelt sich ab – und die Gesellschaft lebt die produktive Kraft des Religiösen

18 Thesen und 10 Forderungen zum Verhältnis Kirche, Religion und Kultur

Eckhard Bieger, Wolfgang Fischer, Herbert Poensgen

Vorwort

Die Situation der Kirche ist paradox. Auf der einen Seite ist die Moderne in die Krise geraten und hat durch diese Krise eine starke Nachfrage nach Mysterischem und Übernatürlichem ausgelöst. Auf der anderen Seite wird die Befriedigung religiöser Bedürfnisse nicht bei den verfaßten Kirchen gesucht. Im Gegenteil: Neben der Krise der Moderne gibt es auch eine Krise der Kirche.

In der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland baut sich eine Kluft zwischen dem institutionalisierten Christentum und einer erfahrungsnahen frei-florierenden Religiosität auf. Die Gesellschaft ist nicht areligiös, sondern entwickelt religionsproduktive Tendenzen außerhalb der etablierten religiösen Systeme.

Menschen entdecken Religion, schaffen sich religiöse Räume und Erfahrungen, die meist begleitet sind von emotionalen Erlebnissen. Religion will erlebt werden – weniger geglaubt, erst recht nicht gelernt –, und sie muß nicht unbedingt – im aufklärerischen Sinn – verstanden werden. Dieses Phänomen benennen wir als „unbestimmte Christlichkeit“ oder „schwebende Religiosität“ (EKD 1991) und vermuten, daß Religion mehr und mehr eine „hypothetische Relevanz“ beansprucht, die in Krisenzeiten reaktiviert werden kann und die Menschen dann wieder in den Schutz der Mutter Kirche treibt.

Sich nicht allein auf solch vage Hoffnungen zu verlassen ist Ausgangspunkt unserer Überlegungen. Wir wollen zu dieser Gesellschaft und ihrer Art, Religion zu leben, einen Zugang finden. Das bedeutet, sich der Kultur zu öffnen, so wie sie ist und nicht wie sie sein soll

oder wie wir sie uns im elfenbeinernen Turm der Kirche erträumen. Es bedeutet aber auch, anzufangen mit einer kritischen Analyse unserer eigenen religiösen Welt und Wirklichkeit, damit wir uns nicht zusehends über uns selbst täuschen.

Dem dienen diese Thesen. Manches an diesen Thesen klingt widersprüchlich, manches ist widersprüchlich – so wie auch die gesellschaftliche Realität in vielem widersprüchlich und brüchig ist. Einfache Lösungen gibt es nicht, und die Thesen wollen sie auch nicht liefern. Sie sollen vielmehr ermuti-

gen zum Streit um die Sache, zur (selbst-)kritischen Sichtweise führen und anregen, nach neuen Wegen der Pastoral in einer post-säkularen Gesellschaft zu suchen.

(Anmerkung der Redaktion AUFTRAG: Diese Schrift der Katholischen Fernseharbeit beim ZDF (s.a. Autoren und Beiträge S. 62) wendet sich in erster Linie an hauptamtlich in der Kirche tätige Kleriker und Laien. Die Thesen und Forderungen bieten aber genügend Anregungen und Gesprächsstoff, daß sich die ehrenamtlichen Nicht-Theologen damit auseinandersetzen. Denn wie wir wissen, gehören wir alle zum Volk Gottes und sind Kirche Jesu Christi, und wir sollten die Zukunft der Kirche nicht allein den Professionals überlassen.)

Unsere Beobachtungen oder der rote Faden, der sich durch die Thesen zieht

Die neue Offenheit für das Religiöse in der Gesellschaft spiegelt sich in der Bildzeitung, wird von den Videoclips und dem Fernsehen aufgegriffen, und die Werbung bemächtigt sich der religiösen Symbole.

Und die Kirche steht diesem Phänomen ratlos gegenüber.

Denn die Kirchenleute sind immer noch mit der nach-vatikanischen Renovierung der Kirche beschäftigt. Sie arbeiten ihre Kräfte an den ungelösten binnenkirchlichen Problemen ab. Deshalb verstehen sie die Gesellschaft nicht mehr. Dieser Gesellschaft ist der Fortschrittsglaube als dynamisierendes Versprechen, daß nämlich alles besser wird, genommen und die gegenreligiöse Instanz der Wissenschaft weiß auf immer weniger Fragen eine Antwort. Da, wo um Weltanschauung gerungen wird,

mischen sich die Kirchenleute nicht ein, denn:

Die Kirchenleute scheuen die Öffentlichkeit.

Sie sind nicht da präsent, wo die Bruchlinien heutiger weltanschaulicher Auseinandersetzungen verlaufen. Sie halten offensichtlich dem Wind der öffentlichen Marktplätze nicht stand, weil sie sich hinter Kirchenmauern und in kirchlichen Bildungshäusern allein sicher fühlen. Grund dafür ist nicht zuletzt die Unfähigkeit zum Austragen von Konflikten und der Abarbeitung von Gegensätzen und Schwierigkeiten in den Teams. Man will mit sich und einigen wenigen Gleichgesinnten in Harmonie leben und macht mit diesem Beruhigungskonzept die Kirche immer unbewohnbarer. Konfliktvermeidung und die Umwidmung von Seelsorge in Therapie bewirken

Antriebsschwäche und mangelndes Standvermögen, um öffentlich Rechenschaft über den Glauben und die Hoffnung der Christen zu geben. Hinzu kommt eine prekäre Einfügung nachkonziliarer theologischer und pastoraler Praxis, denn:

Mangelnde Symbol-Kompetenz unterbindet die gesellschaftliche Prägekraft des Christlichen.

Während die Gottesdienste weitgehend auf die Wortdimension reduziert worden sind, entwickelt die Gesellschaft säkulare Liturgien und entdeckt die Kraft der Symbole. Kirchenleute stehen dem verständnislos gegenüber. Die Laientheologen haben keine Weltkompetenz und überlassen die Symbole, die Prozessionen und Liturgien, die die Medien inszenieren, den Esoterikern und anderen, die viel weni-

ger gut ausgebildet sind. Sie betreiben statt dessen ihre Rollendefinition im Blick auf das Weiheamt in der Kirche. Ein weiterer Hemmschuh kommt dem entgegen, denn die theologische Wissenschaft hat ihre produktive Kraft verloren:

Die Theologie der Kirchenväter des II. Vatikanums ist veraltet.

Sie bezieht sich auf eine Anthropologie, die durch die Umweltkrise und die absehbaren Folgen des Selbstverwirklichungswahns außer Kraft gesetzt ist. Die Theologie muß wieder zeitgleich werden, d.h. Antworten auf die heutigen religiösen Grenzerfahrungen formulieren: Daß die Freiheit zur Last geworden ist, daß der Mensch der größte Risikofaktor ist, daß der einzelne, nachdem alle größeren Deutungssysteme außer Kraft ge-

setzt worden sind, den Sinn seines Lebens täglich neu „schaffen“ muß.

Es geht letztlich um die Theologie und die Theologen, die sich hinter dem wohlwollenden Schutz der Pfarrgemeinderäte und Gottesdienstbesucher sicher fühlen. Sie sind aber nicht allein Diener der Kirche, sondern Protagonisten der Botschaft von Tod und Auferstehung, der Aufrichtung des Reiches Gottes unter dem Zeichen des Kreuzes. Diese Botschaft gilt es in die heutige Kultur zu integrieren. Eine Wahrnehmung dieser Kultur und Auseinandersetzung mit ihr sind notwendig, natürlich auf dem Hintergrund und mit dem Bewußtsein, daß auch die TheologInnen in dieser Kultur leben und von ihr beeinflusst werden. Die Kirche und das ist vor allem Aufgabe der Theologen muß ihre öffentliche Dimension zurückgewinnen und leben.

Die achtzehn Thesen

- 1.** Selbstbemitleidung und das Kreisen um die immer gleichen Themen lähmen die Kirche und verschwenden pastorale Energien.
- 2.** Das nachkonziliare Kirchenkonzept entspricht nicht dem Evangelium.
- 3.** Die Individualisierungsdynamik bestimmt das Kirchenimage in der Öffentlichkeit.
- 4.** Die Kirche und ihre Professionals: Dem Evangelium nahe, zur Gesellschaft aber distanziert?
- 5.** Die Kirche hat die spirituelle Prägung des Alltags an die Markenartikelindustrie abgegeben.
- 6.** Christlich-kirchliche Verkündigung verliert in der Öffentlichkeit immer mehr an Relevanz.
- 7.** Die Liturgie traut ihrer eigenen Symbolik nicht.
- 8.** Die kirchliche Bild- und Symbolsprache kommt der Entwicklung der Gesellschaft nicht nach.
- 9.** Die Kirche macht die Kirchen zu Museen.
- 10.** Die Theologie funktioniert nicht mehr, weil sie die falschen Fragen stellt.
- 11.** Die Theologie muß sich aus dem Ghetto der Kirchen-Wissenschaft befreien.
- 12.** Die theologische und pastorale Ausbildung ist falsch.
- 13.** Die moderne Seelsorge psychopathologisiert Menschen, und die Fortbildung der kirchlichen Mitarbeiterinnen verstärkt diesen Trend.
- 14.** Den kirchlichen Mitarbeiterinnen fehlt die Sensibilität für die Fast-food-Mentalität.
- 15.** Die kirchlichen MitarbeiterInnen lassen sich von der Zivilreligion leiten, anstatt die christlichen Werte in die Zivilreligion zu integrieren.
- 16.** Der Umgang der Pastoral mit dem Trend zum Individualismus ist schizophr.
- 17.** Die Laientheologen müssen Professionals sein und als solche in der Kirche anerkannt werden.
- 18.** Beispiel aus der pastoralen Praxis: Sterbebegleitung wird leicht zur Todesverdrängung.

1 Selbstbemitleidung und das Kreisen um die immer gleichen Themen lähmen die Kirche und verschwenden pastorale Energien.

Das Leiden an der Kirche – gemeint ist hier die Amtskirche – ist die geistige Gestalt heutiger Katholizität. Die Lust am Resignativen und die Redundanz der Krise in kirchlichen und pastoralen Kontexten begegnen dem Beobachter ständig. Das entlastet davon, aus der Kirche herauszugesuchen und sich mit der heutigen Kultur und den sozialen Fragen der Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Statt dessen kreisen die Tagesordnungen der Diözesansynoden ständig um die gleichen innerkirchlichen Themen: Wiederverheiratung Geschiedener, Zölibat der Priester, mehr Demokratie, vor allem aber die sinkenden Kirchensteuereinnahmen. Alles dreht sich um diese funktionalistische Kirchentheorie – ratlos aber bleibt man in den Fragen, wie der Glaube und das Evangelium weitergegeben werden.

Das Ganze erscheint so, als sei der Glaube ein fester Besitz, der nur an seinen Rändern Probleme aufwirft. Ist die Botschaft vom Kreuz und der Auferstehung kein Sprengsatz mehr für heutiges zivilreligiöses Denken?

Diskussionen um Frauenpriestertum, um Pastoralpläne, Kooperationspläne und in den vielen Supervisionen innerhalb der Kirche absorbieren die Energien kirchlicher MitarbeiterInnen. Organisationsentwicklung, pastorales Management und Gemeindeberatung sind die Zauberworte, die aber nur über die wahre Ratlosigkeit hinwegtäuschen. Es gibt momentan ein Heer an pastoralen SupervisorInnen, kaum noch Theologen (im eigentlichen Sinn), immer weniger Grenzgänger und Abenteurer in der pastoralen Welt dieser Gesellschaft. Eine zunehmend beamtenmentalitätsmäßig geprägte Pastoral ist natürlich trotz Supervisionen kaum innovativ auf die Gesellschaft bzw. auf die Verwirklichung des Reiches Gottes hin, wohl aber ausgerichtet auf den Erhalt der bestehenden kirchlichen Strukturen. Es geht darum zu entscheiden, welche

Probleme zu lösen sind, die nur kirchlichen oder die „Sorgen und Nöte der Menschen in der Welt von heute.“. Notwendig wäre das Wahrnehmen und die Reflexion der religiösen Praxis in der Gesellschaft. Andernfalls entsteht allzu leicht die Gefahr, daß derjenige, dessen Haus rissig wird und dessen Bau sich als sanierungsbedürftig erweist, den Eindruck gewinnt, die Gegend selbst taue nicht zum Wohnen. Dem ist aber nun wirklich nicht so!

2 Das nachkonziliare Kirchenkonzept entspricht nicht dem Evangelium.

Im Evangelium heißt es nicht: „Baut eine Kirche auf, in der alle sich wohlfühlen und die möglichst viele Leute anzieht“, sondern: „Geht hinaus und verkündet das Evangelium“. Mit anderen Worten: Ohne Öffentlichkeitsdimension gibt es keine Inkulturation.

Die Kirche ist aber wie die Parteien, Gewerkschaften und andere gesellschaftliche Institutionen zu einem abgeschlossenen Kommunikationsraum geworden, sie betreibt ihr eigenes Sprachspiel. Der Verlust an Öffentlichkeit ist nicht zuletzt der Grund dafür, daß die Kirche den esoterischen Strömungen der Gegenwart hilflos gegenübersteht. Er hat zur Musealisierung der Kirche und ihrer Gebäude geführt. Wir müssen auf die Plätze gehen, d.h. in die Zeitungen, die Talkshows, auf die Kongresse und die Messen. Wir müssen uns entscheiden, ob wir lediglich die Institution Kirche retten wollen – oder dem Reich Gottes in dieser Welt auf die Spur kommen wollen.

3 Die Individualisierungsdynamik bestimmt das Kirchenimage in der Öffentlichkeit.

Die kirchlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind gegen den Zeitgeist nicht immun und daher auch Protagonisten der Individualisierungsdynamik. Was sie den Kirchensteuerzahlern nicht zugestehen, nämlich aus dem Dienstleistungsangebot der Kirche selektiv auszuwählen, nehmen sie für sich selbst in Anspruch. Und damit ha-

ben die Selbstverwirklichungsthemen Konjunktur, eben Scheidung und Wiederheirat, Zölibat, Empfängnisverhütung und die Auflehnung des Individuums gegen die Institution. Die Kirche erscheint als die Macht, die die Selbstverwirklichung am meisten behindert. Dieser Themenbereich gehört im Blick auf Illustrierte und Fernsehen zum Genre „Melodram“, das ja im Moment überhaupt Konjunktur hat. Und so scheint die mediengerechte Selbstdarstellung des Leidens an der Kirche die höchste Akzeptanz bei den Hauptamtlichen der Kirche zu haben. Das trifft aber für das Gros der Pfarrgemeinderatsmitglieder und Kirchgänger schon nicht mehr zu, weil diese die Individualisierungsdynamik nicht so intensiv leben wie die jüngere Generation der Hauptamtlichen.

Die Folge dieses Selbstdarstellungskonzeptes ist, daß die Kirche in der Öffentlichkeit mit ihren Konflikten erscheint, denn Konflikte sind medial viel besser darstellbar als z. B. die spirituelle Praxis am Beispiele eines Exerzitienkurses. Es herrscht sogar die Vorstellung, daß die Darstellung innerkirchlicher Konflikte die Kirche als eine menschliche Institution erscheinen lasse.

Viele Themen, die in dieses Konzept nicht passen, für die die Kirche aber einzustehen hat, werden deshalb nicht in die Öffentlichkeit gebracht. So wird keine überzeugende Kritik an der Konsumgesellschaft formuliert, auf das Phänomen der Arbeitslosigkeit wird höchstens mit Appellen reagiert. Schließlich gibt es keine offensive Auseinandersetzung mit der Esoterik. Die Beschäftigung mit sich selbst raubt der Kirche die Energien, die sie für die öffentliche Präsenz nicht der Institution, aber der Botschaft und der Wertvorstellungen des Neuen Testaments braucht, und erzeugt genau das Bild, das dann vorwurfsvoll den Medien als antikirchliche Strategie unterstellt wird: Ein negatives Kirchenimage. Solange die Repräsentanten der Institution sich bekämpfen, wird der Streit willkommenes Material für die Berichterstattung liefern – als hätte das Evangelium nicht andere Themen für die Postmoderne.

4 Die Kirche und ihre Professionals:

Dem Evangelium nahe, zur Gesellschaft aber distanziert?

Während die Welt der Bibel immer mehr und tiefer erschlossen wird, vor allem in ihrer individualistisch-existentiellen Dimension, gerät die Gesellschaftsanalyse immer mehr aus dem Blick. Mit enormem Aufwand betreibt man das Studium der Exegese, mit vornehmer Zurückhaltung die Auseinandersetzung mit der Welt. Mit Überraschung stellt man fest, daß Auseinandersetzungen mit biblischen Texten meist jenseits der soziologischen, sozialgeschichtlichen und historischen Aspekte verlaufen. Den garstigen Graben von einigen tausenden Jahren überspringt man, indem man sich der Betroffenheit bedient.

Es ist ein Irrtum zu meinen, die Hörer in der Predigt stünden als Zeitgenossen dem Verkündiger grundsätzlich näher als der Text. Vielleicht wird das Anpredigen zum Vorbeireden, weil die Verkündiger nicht wissen, wo die Hörer stehen und was sie bewegt. Wenn aber die Hörer unübersetzt bleiben, dann gelingt auch die Übersetzung des biblischen Textes nicht. „Das Gewinnen von Menschen umschreibt den Erfolg der Predigt“ (R. Bohren). Erfolg hat die Verkündigung nur dann, wenn sie sich dem Hörer überläßt und sich an ihn verliert, nicht als „ein Höriger, sondern als ein Dienender, der im Sich-Verlieren die Freiheit“ bewahrt (R. Bohren).

5 Die Kirche hat die spirituelle Prägung des Alltags an die Markenartikelindustrie abgeben.

Der Engel des Herrn, der Rosenkranz, das Tischgebet und andere alltagsreligiöse Praktiken sind außer Gebrauch. Religion wird von den Kirchen nur noch praktiziert, wenn die Gemeindemitglieder in den Gottesdienst kommen – und der ist katholischerseits fast ausschließlich auf die Eucharistiefeier reduziert. Das verschärft zusätzlich das Problem des Amtspriestertums in der katholischen Kirche.

Den Raum, den die Kirchen nach dem Konzil freigegeben ha-

ben, besetzt heute die Werbung, die nicht mehr Produkte, sondern Lifestyle-Konzepte verkauft, nämlich wie man sein Lebensgefühl stilisieren, seine alltägliche Lebensphilosophie formulieren kann – und wie das durch Produkte, Parfüms, Textilien, Wohnungseinrichtungen, technische Geräte, Reisen, Restaurants unterstützt wird. Ein weiterer Problemstand ist das Unverständnis gegenüber der Bedeutung des Fernsehens für breite Bevölkerungsgruppen. In kaum einer anderen gesellschaftlichen Gruppe ist die Verteufelung des Fernsehens als triviales Unterhaltungsmedium so groß wie unter den pastoralen MitarbeiterInnen und den Professionals der katholischen Kirche. Daß das Medium längst ein Bestandteil unserer Alltagskultur geworden ist, dem die Menschen pro Tag mehr als zwei Stunden Freizeit widmen, wird eher verächtlich gesehen. Welche Bedeutung aber dieses Medium für die Lebensgestaltung der Menschen hat und daß sich die Gesellschaft mit diesem Medium ein Forum für die Herstellung von Öffentlichkeit geschaffen hat, wird kaum gesehen. Entsprechend groß sind die Vorbehalte, selbst dieses Medium zu nutzen. Auf der anderen Seite überläßt man die ältere Generation weitgehend dem Fernsehen.

Die Bedeutung des Fernsehens für die Strukturierung des Tagesablaufes vor allem älterer Menschen ist auch Folge des nachkonziliaren Gemeindekonzeptes. Es wurde viel in die Gestaltung von Gruppen- und Gemeindetreffen investiert. Die spirituelle Kultur wurde einseitig auf die Eucharistiefeier reduziert. Das führte zu einer Auszehrung der häuslichen religiösen Praxis. Wer nicht viele Ideen hat, seinen Alltag durch eigene Aktivität zu gestalten, wer sich nicht durch eine eigene spirituelle Praxis mit seinen Alltagserfahrungen und Sinn-Ansprüchen auseinandersetzt und wer zudem viel zu Hause ist, dem bleibt dann nur noch das Fernsehen. Bei den über Sechzigjährigen sind das durchschnittlich vier Stunden am Tag.

6 Christlichkirchliche Verkündigung verliert in der Öffentlichkeit immer mehr an Relevanz.

Vorbemerkung: Was verstehen wir unter Öffentlichkeit?

Die kommunikative Grundaussstattung des Menschen ermöglicht eine Verständigung, in die beliebig viele einbezogen werden können. Wird die Kommunikation für eine beliebig große Zahl geöffnet, entsteht eine neue Qualität, daß nämlich etwas all gemein zugänglich, d.h. öffentlich wird. Veröffentlichung heißt deshalb die Bekanntmachung an alle, die durch die vorhandenen Kommunikationsmittel erreicht werden können.

Öffentlichkeit wird durch Kommunikationstechniken und Kommunikationsmittel ermöglicht und hergestellt, sie ist damit immer Ergebnis menschlicher Aktivität und als Kulturprodukt abhängig von den Techniken, den sozialen Strukturen, den Ausdrucksmöglichkeiten einer Epoche. Öffentlichkeit gibt es nicht erst seit dem Aufkommen der Massenmedien. Stammeskulturen kennen Versammlungen und den Vollzug von Riten und Festen. Aufmärsche, Prozessionen, Umzüge wie auch Versammlungen, etwa der Athener Bürger oder bis heute einzelner Schweizer Kantone, realisieren Öffentlichkeit.

Parallel mit dem Aufkommen der Zeitung entwickelte sich der Begriff der Pressefreiheit, der den freien Zugang zu allen die Öffentlichkeit betreffenden Informationen und das Recht auf freie Meinungsäußerungen beinhaltet und damit die Abschaffung der durch die Regierung ausgeübten Zensur erfordert.

Öffentlichkeit in den industrialisierten Gesellschaften wird durch Medien ermöglicht, die auch Klatsch und Gerüchte zugänglich machen. Die durch Medien konstituierte Öffentlichkeit beschränkt sich nicht darauf, daß sich politische Diskussionen, Partei- und Gewerkschaftstage sowie Wahlen vor den Augen und Ohren aller abspielen können. Sie hebt auch die Grenze zwischen Privatem und Öffentlichem auf. War früher nur das Privatleben der Königshäuser öffentlich, ist es heute das Leben der Stars und Sportler und vieler Nicht-Prominenten. In den Talkshows am Nachmittag, den sog. Reality-Sendungen, den Programmen mit Lebensbeichten, Hilferufen und Lebensberatung wird Privates öffentlich.

Zur These

Sobald sich die christlichen Verkündiger in diese Strukturen der Öffentlichkeit begeben, erliegen sie der Tendenz, die Dynamik und die inhaltliche Brisanz des Evangeliums zu ignorieren und sich einem Allerweltsgerede und einem scheinbar zeitgeistlichen „Gespräch“ anzupassen. Oder sie verbreiten einen dermaßen katholisch muffigen Stallgeruch, daß sie nur noch als Vehikel einer längst vergangenen Zeit wahrgenommen werden.

„duennstimmig wie honigseim“ (N.C. Kaser) ist die Verkündigung in den Medien, redundant und ohne Biß, was sich da von Bayern 3 über RPR I bis zum Wort am Sonntag tagtäglich oder wöchentlich ergießt. Statt Redundanzen über scheinbar wichtige Fragen des Lebens von Menschen zu verbreiten, wäre es angebracht, Profil zu zeigen, sich bewußt zu sein, was Verkündigung in den Medien bedeutet, und zumindest die Milieus zu kennen, die den entsprechenden Sender hören. Wenn es zu binnenkirchlich wird, sollte wenigstens der Sender sich überlegen, ob er solche Kost seinen Hörern zumuten kann. Nur wenn es christlicher Verkündigung gelingt, in der Öffentlichkeit jenes Profil herauszustellen, was ihre Identität ausmacht und dem Menschen nützt, ist sie eine ernstzunehmende Stimme im Gewirr unterschiedlichster Meinungen. Dieses Profil zu zeigen, hat nichts mit einem neuen Fundamentalismus, viel aber mit dem Auftrag zur Evangelisierung in der Welt von heute zu tun.

Das Christentum darf nicht vergessen, daß es das Evangelium allen, d.h. der Öffentlichkeit, auszurichten hat, daß es die Absolutheit Gottes und die Relativität des Menschen gegenüber den herrschenden Meinungstrends sowie den Inhabern wirtschaftlicher und politischer Macht öffentlich vertreten muß (vgl. die Thesen 2 und 6 der Barmer Theologischen Erklärung) und daß die Spendung der Taufe, das Gedächtnis von Tod und Auferstehung, die Weihe für ein Amt, das Eheversprechen öffentliche Heils-Handlungen darstellen. Zugleich sind die Einmaligkeit des einzelnen und seine Würde als unantastbar zu verteidigen.

7 Die Liturgie traut ihrer eigenen Symbolik nicht.

Die mangelnde Wahrnehmung der gesellschaftlichen Veränderungen durch die TheologInnen im allgemeinen wird in der Liturgie noch einmal konkret. Während sich die Menschen nach Selbsttranszendenz und Transzendenz Erfahrungen sehnen und damit die Offenheit für Symbole wächst, ist pastoralen Mitarbeitern die Sensibilität für die Bedeutung der Symbole weitgehend verlorengegangen. Man investiert bei der Gottesdienstgestaltung sehr viel in Formulierungen von Predigten, Fürbitten und sonstigen Texten, die Ausgestaltung liturgischer Symbole wird aber kaum gepflegt.

Man meint, klassische Symbole bedürften der Erklärung, sonst seien sie nicht mehr verständlich und verwendbar. Ihrer Wirkung durch Vollzug traut man nicht. Und wenn schon Symbole benutzt werden, dann sind sie häufig, vor allem in Kinder- und Familienmessen, liturgiefremd.

Daß man neue Symbole aus der heutigen Kultur zu integrieren versucht, ist zunächst begrüßenswert. Das Problem ist nur, daß man auch diesen Symbolen nicht traut, sondern sie zu Anschauungsmaterial degradiert und für katechetische Ziele verzweckt. Vielleicht spürt man auch ungewußt, daß es oft gar keine echten, aus sich sprechenden Symbole sind, sondern sie nur dazu erklärt werden. Aber wie dem auch sei, die Folge ist jedenfalls: Der Gottesdienst wird seiner Feiargestalt beraubt und zu einer Religionsstunde umfunktioniert und im schlimmsten Fall zu einer moralischen Belehrung mißbraucht. Die vermeintliche Gemeinschaftserfahrung rückt in den Vordergrund, für die Transzendenz Erfahrung ist kaum mehr Platz. Dabei steckt gerade in den Symbolen eine fast archetypische Kraft, deren Entfaltung den Gottesdienst beleben würde. Statt sich aber dieser Mühe zu unterziehen, schaut man eher vorwurfsvoll zu, wie sich die Medien und die Werbung der Symbole bemächtigen und sie für ihre Zwecke nutzen oder gar mißbrauchen.

8 Die kirchliche Bild- und Symbolsprache kommt der Entwicklung der Gesellschaft nicht nach.

Weil die Theologie sich auf gedankliche Argumentation einengt und das Ich des einzelnen im Blick hat, um an dieses Ich die Glaubensfrage anzubinden, entvölkert sich die übrige religiöse Welt. Das Ich mit sich alleine ist jedoch nur ein Konstrukt. Es gibt nur ein Ich, das sich in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt entwickeln kann.

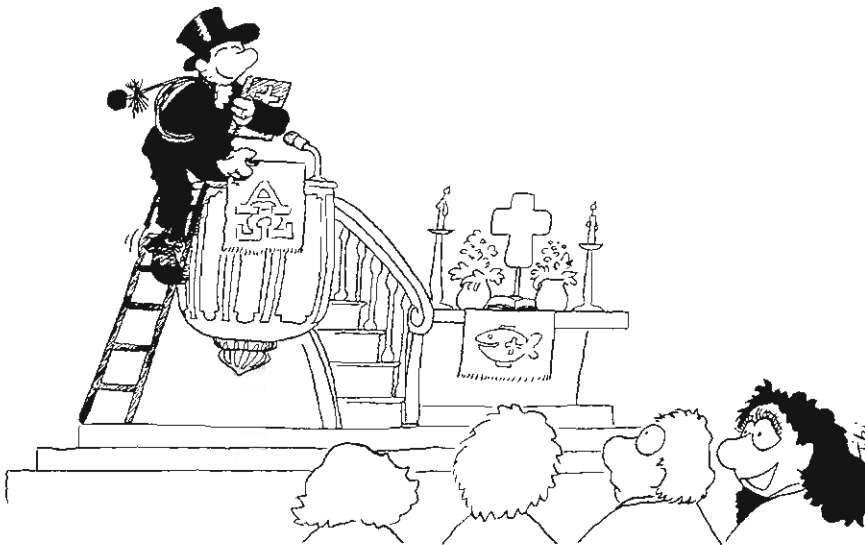
Die Moderne hat diese Umwelt ihrer Verweise auf die Transzendenz beraubt und dem Gedanken der Machbarkeit und Verwertbarkeit unterzogen. Die Liturgie hat diesen Schritt als falsche Anpassung an die Moderne mitgemacht und damit ihre zentrale Aufgabe der Inkulturation, der Inspiration für Architektur und darstellende Kunst unerledigt liegengelassen. Religiöse Kunst und Symbolik schaffen den Raum, in dem das heilige Spiel des Gottesdienstes stattfinden kann. Epochen vor uns haben diese kreative Leistung vollbracht.

Wir sind dazu aufgefordert, sollen wir einen Platz in der Gegenwartskultur zurückgewinnen.

In Wirklichkeit verwenden wir aber heute noch eine Bild- und Symbolsprache, die zum großen Teil aus einer Zeit stammt, in der Natur, Glaube und Gottesdienst eine Einheit bildeten. Symbole der heutigen, stark durch Technik geprägten Kultur haben nur sehr begrenzt Eingang in die kirchliche Bildsprache gefunden. Die Gefahr dieser Entwicklung besteht darin, daß Symbole, die etwa in einer agrarisch geprägten Gesellschaft noch wirkliche Symbolkraft hatten, heute in einer technisierten Gesellschaft zu Gegensymbolen werden. Ein Beispiel dafür ist das Brauchtum am Erntedankfest. Wenn in landwirtschaftlich geprägten Kulturen die Menschen Feldfrüchte mit in die Kirche brachten, so hatten sie dazu eine sehr enge Beziehung auf dem Hintergrund ihres Alltags, heute müssen solche Symbole gleichsam umgedeutet werden. Um einen Bezug zum Erfahrungsbereich der Men-

schen zu bekommen, werden sie zu Mahnzeichen für die Bewahrung bzw. gegen die Zerstörung der Schöpfung, sie werden zu „symbolischen Kontrastmitteln“ (H.-J. Höhn). Vielleicht hängt damit auch zusammen, daß das Erntedankfest häufig in Form von Kinder und Familiengottesdiensten gefeiert wird. Wird der Erntedank an Kinder delegiert, weil ihn die Erwachsenen nicht mehr auf die Reihe bringen?

die Kirchen früher von ihren großen Baumeistern als in Stein gegossene Theologie erdacht und brachten sie so diese Theologie symbolisch in der Öffentlichkeit zum Ausdruck, so werden sie heute zu bloßen Kulturgütern degradiert. Die schriftlichen Kirchenführer unterstützen diesen Prozeß und entpuppen sich bei genauerem Hinsehen nicht selten als atheistisch. Sie erklären nicht die theologische Konzeption des Gottes-



»Es sollte öfter mal einer von den Kirchenvorstehern predigen.«

9. Die Kirche macht die Kirchen zu Museen.

Beschleunigung aller nur denkbaren Lebensbereiche ist ein Kennzeichen der Moderne. Immer weniger kann sich der moderne Zeitgenosse darauf verlassen, daß morgen noch das Gültigkeit hat, was gestern als unantastbar richtig galt. Die lebensweltlichen Bestände, die vertraut und berechenbar sind, gehen immer mehr verloren. Andererseits sind die permanenten Veränderungsschübe ohne gültige Orientierungsmaßstäbe kaum auszuhalten. Um den Vergangenheitsbedarf zu stillen, ersinnt die Gesellschaft neue Strategien. Sie richtet Museen und Archive ein. Alles veraltet immer schneller. Ist es aber erst einmal alt genug, dann wird es mit der Aura des Klassischen umgeben, wandert ins Museum und kann dann nicht mehr veralten.

Kirchenräume machen einen ähnlichen Prozeß durch. Wurden

hauses, sondern schildern breit die Baugeschichte, nennen Baumeister und Künstler und weisen auf wertvolle Motive hin. Was es aber bedeutet, daß in diesem Raum Gottesdienst gefeiert wird, oder welche existentiellen Erfahrungen sich hinter der Raum- und Motivgestaltung verbergen, wird kaum erwähnt. Und schon gar nicht wird ein Bezug zu den Kontingenzerfahrungen des modernen Menschen hergestellt. Die Kirchenführer unterstützen den Trend, die Kirchen unter Denkmalschutz zu stellen und als solche zu behandeln. Die Verantwortlichen für Kirchenbauten machen aus den Gottesdiensträumen Museen.

Die Christen fühlen sich in schön renovierten Kirchen zwar wohl, aber hält man sich in diesen Räumen nicht nur deshalb gerne auf, weil man so der Gegenwart ausweichen kann? Warum ist die religiöse Kultur früherer Generationen für uns so viel anheimelnder als das, was wir heute religiös vorfinden und gestalten?

10. Die Theologie funktioniert nicht mehr, weil sie die falschen Fragen stellt.

Die Kirche manövriert sich im Bewußtsein vor allem ihrer hauptamtlichen Mitarbeiter immer mehr aus der heutigen Kultur heraus. Sie ist nicht fähig, die neue Aufgeschlossenheit für die religiöse Dimension aufzugreifen und produktiv zu nutzen. Insgesamt hat sich die Kirche in der nachkonziliaren Epoche auf sich selbst zurückgezogen und den Anspruch aufgegeben, das Christentum in die Gesellschaft zu inkulturieren. Damit verliert sie ihre Zukunft. Ein wesentlicher Grund dafür ist die Nicht-Zeitgemäßheit der Theologie.

Die Theologie funktioniert nicht mehr, weil sich ihr Gegenüber, das weltanschauliche Selbstverständnis der Gesellschaft, geändert hat. Deshalb greift sie seit etwa zehn Jahren ins Leere. Der kirchliche Diskurs wird dadurch kraftlos und verheddert sich in zweitrangigen Fragen (z.B. Strukturfragen, Organisationsberatung, Zölibat, usw.).

Die Theologie, die nicht zuletzt durch Karl Rahner und andere bedeutende Konzilstheologen ihre Gestalt gewonnen hat, ist nicht mehr zeitgemäß, obwohl sie nicht falsch geworden ist. Was ist das grundlegende Problem? Das große Experiment der Moderne, in dem das Ich, dessen Selbstvergewisserung und Selbstverwirklichung in den Mittelpunkt gestellt wurde, ist gescheitert. Das Ich ist nicht mehr der Ort, an dem sich der einzelne findet, wo er seine Identität gewinnt und aus dem heraus ein der Moderne angemessenes Gottesverständnis entwickelt werden kann. Das Ich ist diffus geworden.

Während die Theologie mit den Therapeuten dieses Ich noch zu ergründen sucht, ist die sog. christliche Anthropozentrik als Plausibilitätsmodell für den Glauben längst außer Kraft gesetzt. Die Moderne hat nach der zweiten Aufklärung innerlich von der Sicherheit der sich selbst setzenden Vernunft Abschied genommen. Deshalb muß die Theologie Abschied von der Transzendentalphilosophie nehmen und ihre symbolische Dimension zurückgewinnen. Tod und Auferstehung sind nicht nur inne-

re Erfahrungen, sie sind öffentliche Ereignisse und öffentlich zu proklamieren.

Die Theologie nimmt die Veränderungen in der Moderne, die „religionsproduktiv“ geworden ist, zu wenig wahr. Die Moderne ist verbunden mit dem politisch-kulturellen Projekt der Aufklärung und dem damit verbundenen vernunftgeleiteten Fortschritt. Doch gerade dieser Fortschritt ist an seine Grenzen gekommen. Sein Versprechen, die existenzbedrohenden Gefahren des Menschen zu beseitigen und dadurch zu mehr Lebensglück zu verhelfen, kann er nicht mehr einlösen. Die Mittel, mit denen die Risiken beseitigt werden sollten, sind selbst zum Risiko geworden. Die Gesellschaft macht die Erfahrung, daß die Welt sich der Verfügbarkeit des Menschen immer mehr entzieht, daß es gerade auch in einer vernunftbestimmten Welt Kontingenzerfahrungen gibt. Allerdings werden diese Kontingenzerfahrungen nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten primär durch Naturgewalten ausgelöst, sondern durch die vom Menschen selbst hervorgebrachte Technik. Mit der Beschleunigung dieses Wandels hält die Theologie nicht mit. Den Transfer auf diese neue Situation hat sie nicht geschafft, weil sie diese Veränderungen zu wenig wahrnimmt. Sie versucht, mit alten Mustern Antworten zu geben, die auf die neue Art von Kontingenzerfahrungen nicht mehr passen.

11. Die Theologie muß sich aus dem Ghetto der Kirchen-Wissenschaft befreien.

Die Theologie hat sich durch die Hypothese der Säkularisierung selbst in die Isolierung geredet, als habe die Gesellschaft keine theologischen Fragen mehr. Dadurch hat sich die Gottesfrage auf die Theodizee-Frage reduziert. Bis in die siebziger Jahre haben Theologen ins Gespräch der Gesellschaft eingegriffen. Heute haben sie sich auf die innerkirchlichen Streitfragen zurückgezogen. Nur Moraltheologen und Sozialethiker machen hier die Ausnahme. Der Nachwuchs wird für seine kirchlichen Funktionen ausgebildet, was eine Fixierung auf die Ämter-Fra-

ge und eine Reduzierung der Symbole auf die Eucharistie zur Folge hat.

Weite Bereiche stehen der Theologie heute offen:

- Die Klärung der vielfältigen Wünsche nach religiösen Erfahrungen.
- Die Verführung durch den Glauben an die Wiedergeburt
- Die religiöse Interpretation von Natursymbolen – Licht/Dunkel, Wachsen/Vergehen, Ernte, Arbeit, u.a.
- Die Strukturierung der Zeit, des Tagesrhythmus, des Jahreskreislaufs.
- Die religiöse Interpretation der Erfahrungen in den verschiedenen Situationen innerhalb des Jahres, z.B. „in die Ferien aufbrechen“, „das Schuljahr beginnen“, „Erntedank“ u.a. Das heißt, Lebenserfahrungen nicht allgemein, sondern situationsbezogen interpretieren.

12. Die theologische und pastorale Ausbildung ist falsch.

Die Ausbildung macht aus dem kirchlichen Nachwuchs Spezialisten für frühere christliche Generationen, für die theologischen Entwürfe und die Spiritualität früherer Jahrhunderte. Meist wird bei diesem Vorgehen die Vergangenheit unter der Hand – historisch ungenau – christlich verklärt. Die Ausbildung hat zur Konsequenz, daß kirchliche MitarbeiterInnen mit verklärem Blick in die Geschichte zurückschauen und sich religiös-kirchliche Paradiese ersinnen, die, wenn man die Geschichte genau analysiert, nie welche waren. Man übersieht in theologischer Verklärung, daß die dem Evangelium abgerungene Kategorie des „Lebens in der Welt“ die der Anfechtung und nicht die der Sicherheit oder des Triumphalismus ist.

Die besten Köpfe sowohl der evangelischen wie der katholischen Kirche haben die Entwicklung des Christentums in den ersten Jahrhunderten gut erforscht. Auch über die religiöse und theologische Entwicklung im Mittelalter kennen wir uns meist besser aus als über die letzten beiden Generationen. Die Gegenwart erscheint

uns heutigen Menschen nicht so interessant wie die Vergangenheit. Es gibt zwar viele Kommentarreihen zum Neuen und zum Alten Testament. Kein vergleichbares Projekt zielt aber auf die Erforschung der Religion in der Gegenwart. Welche Vorstellung von Glauben steht hinter diesem Defizit? Müssen wir erst so denken und fühlen wie die Christen der ersten Generationen oder aber wie unsere Zeitgenossen, um wirkliche Christen in der Gegenwart werden zu können?

Wer die heutige Ausbildung an theologischen Fakultäten und Fachhochschulen durchlaufen hat, hat gelernt zu reflektieren, gegenüber gewissen Erscheinungen in der Kirche skeptisch zu sein, aber meist hat man nicht gelernt, die Phänomene der heutigen Gesellschaft nicht nur soziologisch, sondern auch theologisch zu interpretieren. Die Lektüre der Propheten- und Apostelbriefe wird nur bezogen auf den Sitz im Leben der Entstehungszeit und nicht transportiert in die Gegenwart.

Die Kirche braucht viel weniger Fachleute für Theologiegeschichte, aber dafür mehr Animatoren für eine religiöse Alltagspraxis.

13. Die moderne Seelsorge psychopathologisiert Menschen, und die Fortbildung der kirchlichen Mitarbeiterinnen verstärkt diesen Trend.

Wer seelisch leidet, kann sich der Aufmerksamkeit Hauptamtlicher in der Kirche sicher sein. Seelsorgliche Gesprächsführung, unterschiedliche Varianten der analytischen Psychologie, spirituell-psychologische Methoden und Ansätze, die meist keiner bekannten psychologisch/psychoanalytischen Schule zuzuordnen sind, esoterische Strömungen oder Bibliodrama aus allen möglichen Richtungen, das sind akzeptierte Bestandteile pastoraler Fortbildungsarbeit in der katholischen Kirche. Und was in der Fortbildung nicht vom omnipotenten Subjekt aufgesaugt wird, das hat scheinbar keinen Bestand. Die Beschäftigung mit der eigenen Seele ist jedoch ein Luxus, den sich nur wenige leisten können und für den ein großer Fortbildungsapparat am Laufen gehalten wird. Weite Bevöl-

kerungskreise sind von dieser privilegierten Sorge um die Seele ausgeschlossen.

Da es kein Konzept gibt, wie man kirchlich auf die religiöse Situation nach dem Ende des Fortschrittsglaubens eingeht, kann die Fortbildung auch nicht für die Gestaltung dieser Kultur qualifizieren. Die Folge davon ist: Die Fortbildungen sind nicht mehr der Raum, wo um neue Lösungen gerungen und darüber diskutiert wird, sondern dienen der Rekreation und Zurüstung, um an der Widerspenstigkeit des Alltags nicht zu zerbrechen. Sie werden vornehmlich für die eigene Selbstverwirklichung genutzt und erhöhen damit noch die ohnehin bestehenden Berührungängste mit der heutigen Kultur. „Wenn man nichts von der Welt weiß, kann man ja eine neue erfinden“ (P. Turrini); nach diesem Motto verfährt man und ärgert sich, wenn man mit den Ansprüchen und Ergebnissen aus solchen Selbstverwirklichungskursen an den realen Lebensbedingungen in den Gemeinden scheitert. Dafür werden eine Reihe von Mythen aufgebaut: Von „seelischer Gesundheit“ wird gesprochen, von Menschen, die bestimmte Prozesse durchleben müssen, um zu ihrem „Ich“ oder „Selbst“ vorzudringen. Wer dies nicht tut, der ist krank, wer dieses Paradigma für sich nicht akzeptiert, gehört nicht dazu. Der Mensch wird psychopathologisiert. Dies ist ein gängiges Konzept seelsorglicher Pastoral. In der Konsequenz bedeutet dies: Der dogmatische Dogmatismus (richtig und das Richtige zu glauben) wurde abgelöst durch einen psychologischen Dogmatismus (sich richtig zu verhalten und nach bestimmten vorgegebenen Mustern zu leben). Was in früheren Zeiten mit „Sünde“ disqualifiziert wurde, heißt heute „Krankheit“. Die Gewalt, die von beiden ausgeht, ist die gleiche. Krank (seelisch krank/religiös krank/...) ist das neue Paradigma. Heil(ung) kommt dann allein von den SeelsorgerInnen und der Bereitschaft der Opfer, sich neuer Intimität und Nähe zu öffnen. Das Problem der SeelsorgerInnen (ihre soziale, persönliche Isolation) wird projiziert auf die Lebenswelt der Menschen. Der psychologische Blickwinkel wird dabei maßlos überschätzt. Zudem ereignet sich

hier die fatale Trennung von Seelsorge und Diakonie. Aber nicht nur gegenüber der Außenwelt wird dieses Schema aktiviert. Auch in der seelsorglichen Praxis verfährt man nach diesem Muster: Wer heute als Seelsorger (Pfarrer/PastoralreferentIn ...) scheitert, der ist krank, der muß sich bewußt sein, daß sein Konflikt individualisiert und natürlich psychopathologisiert wird. Indem man nämlich den möglichen Konflikt individualisiert und personalisiert, enthebt man sich der Auseinandersetzung mit dem eigenen System und der eigenen Ideologie. Daß gerade die gesellschaftlichen Bedingungen Herausforderungen schaffen, die kaum pastoral zu bewältigen sind, wird dabei verschwiegen. Die angewandte Therapie ist aber ebenso falsch wie die von kirchlichen MitarbeiterInnen zurecht zurückgewiesenen Patentrezepte fundamentalistischer Strömungen.

14. Den kirchlichen MitarbeiterInnen fehlt die Sensibilität für die Fast-food-Mentalität.

Die Beschleunigung der Gesellschaft hat unter anderem das Bedürfnis mit sich gebracht, Vorgänge, die einen natürlichen Zeitablauf benötigen, immer mehr zu verkürzen. Diese Entwicklung, verbunden mit dem wachsenden Trend zu Individualisierung, hat eine Fast-food-Mentalität geschaffen. Sie leitet sich aus dem Bedürfnis des einzelnen ab, selbst zu entscheiden, was er aus der großen Flut von Angeboten auswählt und wie sehr er sich darauf einläßt. Neben dem vornehmen Speiserestaurant gibt es McDonalds, neben dem anspruchsvollen Fernsehfilm das kurzatmige Magazin, neben dem dreiwöchigen Kultur-Urlaub den Wochenendtrip nach London. Die kirchlichen MitarbeiterInnen tun sich schwer mit dieser Mentalität. Religiös sein im Vorübergehen, dafür scheint kein Platz. Für den Gottesdienstbesucher, der gerade mal an Weihnachten hereinschaut, oder für den Familienvater, der „nur“ zur Taufe oder zur Erstkommunion seines Kindes mit der Kirche Kontakt aufnimmt, hat man kaum Verständnis, erst recht keine adäquaten Angebote. Alles oder

nichts heißt die Devise. Die Lebensweise anderer Milieus, die nicht mit dem eigenen Milieu der pastoralen MitarbeiterInnen übereinstimmt, nimmt man entweder nicht wahr oder reagiert darauf eher verärgert. Die religiösen Angebote orientieren sich weitgehend daran, was man aus der Tradition kennt, was man meint, aus der Bibel abzuleiten und was mit der eigenen Lebenserfahrung der TheologInnen korrespondiert, als an den Fragen und Erfahrungen der Menschen, sofern sie einem anderen als dem eigenen Milieu angehören. Die kirchlichen MitarbeiterInnen nehmen oft gar nicht wahr, daß Leute in unterschiedlichen Milieus leben. Für sie bedeutet Seelsorge vielfach, daß sich die Menschen ihrem Selbstverständnis anzupassen haben, anstatt die Leute anzunehmen, wie sie sind. Und dabei müßten sich die Menschen gar nicht aus ihren Milieus lösen, um die christliche Botschaft zu verstehen. Aber der Versuch, die Kultur dieser anderen Milieus zu integrieren, findet praktisch nicht statt.

15. Die kirchlichen Mitarbeiterinnen lassen sich von der Zivilreligion leiten, anstatt die christlichen Werte in die Zivilreligion zu integrieren.

Vorbemerkung: Was wir unter Zivilreligion verstehen

Die Aufklärung hat die Religion zur Privatsache erklärt und eine Abgrenzung zwischen Kirche und Gesellschaft vorgenommen. Die Erfahrung der letzten zweihundert Jahre zeigt aber, daß ein demokratisches Staatswesen und eine Wirtschaft auf Wertvorstellungen und moralische Kräfte angewiesen sind, sollen sie funktionieren. Das wurde bereits von Rousseau gesehen und als notwendige Funktion der Religion für einen aufgeklärten Staat erkannt. Die Inhalte der Zivilreligion können sehr verschieden sein. Eine kirchlich geprägte Volksreligion kann die Funktion der Zivilreligion einnehmen, aber auch eine atheistische Konzeption wie der Marxismus, der ja nicht nur eine soziale Handlungsstrategie entworfen hat, sondern auch als Weltanschauungsfach in den Schulen war. Die Inhalte der Zivilreligion

einer Gesellschaft sind nicht ein für allemal festgelegt, am wenigsten in modernen Gesellschaften. So hat der Fortschrittsglaube seine Bedeutung, die er über zweihundert Jahre hatte, weitgehend verloren. Im Unterschied zu einer kirchlich verfaßten Religion kennt die Zivilreligion kein ausdrückliches Bekenntnis, ihre Prämissen und Wertvorstellungen gelten als selbstverständlich. Diese als selbstverständlich und plausibel vorausgesetzten und allgemein anerkannten Werte bilden zusammen mit den quasiliturgischen Riten und Symbolen im säkularen Bereich das, was unter dem Begriff der Zivilreligion diskutiert wird. Der wichtigste Protagonist der Zivilreligion ist heute das Fernsehen.

Ein Beispielfür einen typischen Konflikt mit zivilreligiösen Vorstellungen ist die Diskussion über den Zölibat. Nachdem Krankenschwestern und Lehrerinnen ihren Beruf auch dann ausüben können, wenn sie heiraten – was nach dem preußischen Gesetz noch verboten war – kennt nur noch die katholische Kirche ein solches Heiratsverbot, das mit einer bestimmten Berufsausbildung verknüpft ist. Da nach herrschender (zivilreligiöser) Übereinkunft eine Institution nicht das Privatleben des einzelnen regeln darf, bleibt der Zölibat ein ständiger Punkt der Auseinandersetzung – zum Glück für die vielen Talkshows und die Produktion von Melodramen.

Ein anderes Beispiel ist die Diskussion um die Abtreibung. Während sich die Kirche insgesamt wenig offensiv und konfliktfreudig mit zivilreligiösen Vorstellungen in öffentlichen Diskussionen auseinandersetzt, ist der Schwangerschaftsabbruch ein Punkt, bei dem sie aktiv ihre Wertvorstellungen anmahnt. Sie stellt die Betonung des Lebensrechtes des Ungeborenen der zivilreligiösen Vorstellung, bei der Abtreibungsfrage gehe es um das Selbstbestimmungsrecht der Frau, gegenüber. Weil kirchlicherseits aber die Strukturen und die Dynamik der Zivilreligion in einer Mediengesellschaft nicht verstanden werden, verläuft die Diskussion in der Abtreibungsfrage so wenig produktiv.

Zur These

Die Kirche begibt sich dabei in ein eigenartig anmutendes Dilem-

ma zu der eben beschriebenen Zivilreligion. Innerlich möchte sie Gegenkultur, Kontrastgesellschaft sein, d.h. sich von der Welt und ihren Werten im Sinn des eigenen Wertgefüges unabhängig machen, ja dem Trend entgegenstehen. Andererseits reproduziert sie in ihrem Innern genau jene Welt, die sie bekämpft. Die SeelsorgerInnen sind auf dem Individualisierungstrip. Als Mitglieder des Selbstverwirklichungs- und Niveaumilieus (G. Schulze) kultivieren sie ihre eigenen Probleme, sind auf der Suche nach Ganzheit, glauben so etwas wie Authentizität leben zu können und haben zudem noch die Möglichkeit, ihre Individualisierung zu spiritualisieren und zu theologisieren. „Es geht mir gut, weil Gott es gut mit mir meint.“ In der Gesellschaft nehmen sie die Individualisierung allerdings kritisch wahr. Sie empören sich über Menschen, die nur partiell ihre kirchlichen Angebote annehmen, die gezielt auswählen, sich mit geringem Glaubenswissen kirchliche Dienstleistungen, wie Heirat, Taufe, Beerdigung usw., erbeten. Wer aber mit der Komplexität der Wirklichkeit und der Widerspenstigkeit der Welt nicht klar kommt, dem bleibt nichts anderes übrig, als sich in die esoterische Welt zurückzuziehen. Man zieht von einer Meditation zur anderen, gelangt über autogenes Training zum Bibliodrama und versucht letztendlich im liturgischen Tanz den eigenen Körper in den Rhythmus der Glaubenskommunikation einzuschwingen. Daß aber der größte Teil der „normalen Gläubigen“ mit diesen Zugängen enorme Schwierigkeiten hat, kümmert kaum einen. Umgekehrt bereitet gerade dies den Gläubigen ein schlechtes Gewissen, weil sie das Gefühl bekommen, die wahren Erfahrungen des Christentums gingen an ihnen vorbei.

Das Hauptproblem besteht nicht darin, daß die kirchlichen MitarbeiterInnen sich selbst die Praktiken des autogenen Trainings oder der Meditation aneignen und auch wie die gesamte Gesellschaft auf Individualität und Selbstverwirklichung pochen. Das Hauptproblem besteht vielmehr darin, daß dies nicht mehr in einer reflektierten Auseinandersetzung mit den Entwicklungen der Gesell-

schaft geschieht und daß man letztlich in eine Betriebsblindheit verfällt, die ganze gesellschaftliche Schichten ausgrenzt. Der Rückzug ins Innere wird zum Rückzug aus der Welt und damit aus der Kultur.

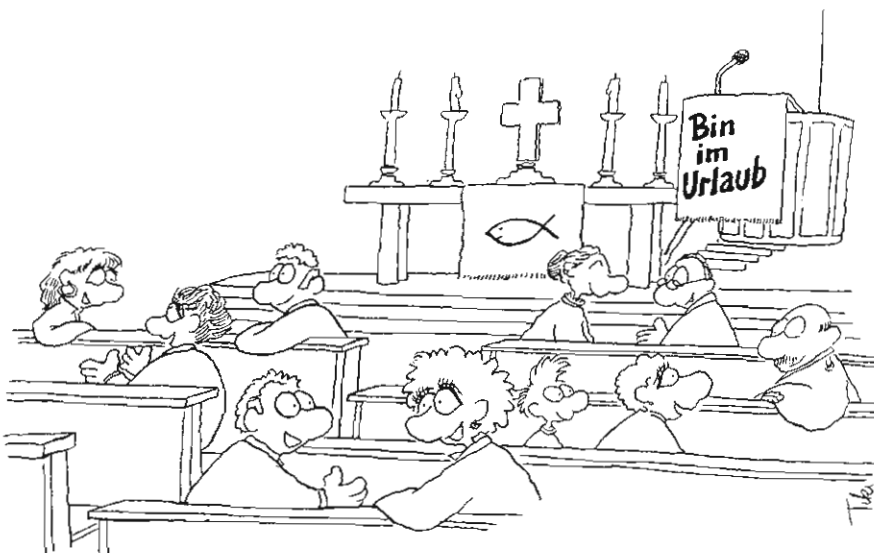
16. Der Umgang der Pastoral mit dem Trend zum Individualismus ist schizophr.

Religiöse Erfahrungen sind scheinbar eng an ein Gemeinschaftserleben geknüpft. Der Glaube bedarf einer Absicherung durch die Gruppe. Auch die christlichen Kirchen erheben den Anspruch, Gemeinschaft, Gemeinde vor Ort zu bilden. Wie aber ist dies noch möglich angesichts des Trends zur Individualisierung? Wächst hier nicht ein Anachronismus? In der Tat, die Fiktion (Ideologie?) sagt, daß Christentum in der Gemeinschaft christlicher/katholischer Gemeinden mit räumlicher und jurisdiktioneller Abgrenzung ihre Ausfaltung findet. Der Gottesdienst als eucharistische Gemeinschaft bildet den Höhepunkt dieses Verständnisses. Gemeindeaufbau und Gemeindeberatung sind die Stichworte, denen man ständig in der Praxis begegnet. Doch ist die Sozialform des Christentums Ende der neunziger Jahre noch die Gemeinde im bisherigen Sinn?

Auch in der derzeitigen Praxis ist man unbewußt auf dem Individualisierungstrip. Denn all das, was dem Aufbau der Gemeinde und der Gesellschaft dient, wird zusehends als private Religion verkauft, wird zur privaten Dienstleistung: Taufe, Erstkommunion, Firmung, Eheschließung werden zu individuellen Heilszeichen reduziert, deren sozialer Bezugsrahmen höchstens noch die Familie/Teilfamilie ist. So arbeitet man in der Praxis dem entgegen, was man von kirchlicher Seite eigentlich möchte! Doch auch dies handhabt man wieder nur halbherzig: Denn fragen die Menschen nach der privaten Religion, bewußt und so, wie sie es aus ihrer individualisierten lebensweltlichen Erfahrung gewohnt sind, plagt die SeelsorgerInnen das schlechte Gewissen, weil sie Angst haben, „ihr“ Evangelium unter Wert zu verkaufen, und so ertappen sie

sich nicht selten dabei, die suchenden (konsumierenden) Menschen nach den Glaubensinhalten zu befragen und sie mit einem aufgeklärten Glaubensbegriff zu konfrontieren, als wäre die Sehnsucht der Menschen nach ritueller oder kirchlich-religiöser Begleitung nicht Energie genug, mit der zu arbeiten es sich lohnt. Allerdings muß man sensibel werden für dieses Fragen und Suchen und sich als SeelsorgerIn vom eigenen internalisierten Gotteskomplex verabschieden. Den gesellschaftlich ausgelebten Individualismus nehmen die Hauptamtlichen wahr – als jene Bedrohung der bereitgestellten Pastoral gegenüber. Sie selber aber – als Mitglieder des Selbstverwirk-

Weihnachten sind die Kirchen voll“, beklagen sich einmütig evangelische PfarrerInnen und katholische Pfarrer und PastoralreferentInnen in Frankfurt (vgl. Frankfurter Rundschau 24. 12.94), statt sich zu freuen, daß auch 1994 bei all den negativen Schlagzeilen, die die Institution Kirche im letzten Jahr produziert hat, sich immer noch so viele Menschen – aus individuellen Gründen – in die christlichen Kirchen drängen und nicht auch noch an diesen Tagen in andere Konsumtempel fliehen. Allerdings, wer sich über diese individualisierte Gesellschaft in der Heiligen Nacht ärgert, der wird wohl kaum einen ansprechenden Gottesdienst gestalten.



» Zum ersten Mal, daß wir hier gute Gespräche hatten! «

lichungs- und Niveaumilieus – leben ebenso ihren eigenen, milieuspezifischen Individualismus, diesen aber nehmen sie nicht wahr. Dies begründet ihre schizophrene Sicht der Wirklichkeit. Die „Last“ des Individualismus läßt sich aber nicht abschütteln, sie ist auch Produkt einer pluralisierten Gesellschaft, deren eigene Vorteile man gerne in Anspruch nimmt, deren Bedrohungen man aber ignoriert und bekämpfen will – auch dort, wo dies unmöglich ist. Die Pastoral muß sich in einer pluralen Gesellschaft unter dem Paradigma von Individualität und Individualismus behaupten.

Ein anderes Beispiel verdeutlicht die Schizophrenie: „Nur an

17. Die Laientheologen müssen Professionals sein und als solche in der Kirche anerkannt werden.

Viele Frauen und Männer scheiden aus dem hauptamtlichen kirchlichen Dienst aus. Die Zölibatsfrage verstellt den Blick dafür, daß auch viele der sog. Laien-Theologen den kirchlichen Dienst verlassen.

Das ist jedoch kein spezifisch kirchliches Symptom. Viele LehrerInnen flüchten aus der Schule in die Frühpensionierung. Die Verweildauer im Pflegeberuf ist noch geringer. Es scheint so, daß diejenigen, die sich um Kinder und Heranwachsende kümmern, pro-

fessionell in der Gesellschaft nicht mehr ernst genommen werden und damit auch ihren Beruf nicht mehr richtig wertschätzen können.

Soll die Krise kirchlicher Berufe ernst genommen werden, geht es nicht zuletzt um folgende Fragen:

- Sind die sog. Laien-TheologInnen Hilfsberufe für die Hinführung zu den Sakramenten und sollen sie sich so verstehen?
- Bedeutet Laien-Theologie nicht, daß diese TheologInnen gerade nicht Laien, sondern Professionelle sind?
- Gewinnt man vitale und engagierte junge Leute, wenn man ihnen eine nur innerkirchliche Berufsperspektive mit all den zweitrangigen innerkirchlichen Problemen und der Kultivierung des Betroffenheitssyndroms anbietet?
- Wird die Weitergabe des Glaubens nicht auf eine Technik zur Rekrutierung von Kirchenmitgliedern verengt?
- Was kann jemand professionell, wenn er einen kirchlichen Ausbildungsgang durchlaufen hat? Was kann er besser als andere Berufsgruppen? (Zur Meditation anleiten? Die Tiefendimension von Geschichten kennen und aktualisieren? Kinder und Jugendliche durch ihre Lebenskrisen begleiten?...)
- Auf wieviel tausend Konferenzen soll sich jemand einstellen, der über dreißig oder mehr Jahre im kirchlichen Dienst seine Kreativität, seine soziale Kompetenz und seine Gestaltungskraft entfalten will?

18. Beispiel aus der pastoralen Praxis: Sterbebegleitung wird leicht zur Todesverdrängung.

Mit großem Engagement wird auch im kirchlichen Milieu über Sterbebegleitung, Sterbevorbereitung diskutiert und versucht, Menschen einen würdigen Sterbeprozess zu ermöglichen. Dies ist verdienstvoll. Viele TheologInnen sind in der Hospizbewegung engagiert. Ist der Mensch aber gestorben, so ist es meist mit der kirchlich-pastoralen Sorge vorbei. Da läßt man sich von städtischen Behörden diktieren, wie, wo, wann, wie lange sog. Bestattungen stattzufinden haben, in

der Regel zwanzig bis dreißig Minuten. So entsteht ein Sammelsurium an merkwürdigen Praktiken des Abschiednehmens von Menschen: Requiem in der Kirche um 8.00 Uhr, Bestattung um 13.15 Uhr, oder Bestattung um 12.30 Uhr und Requiem eine Woche später um 18.00 Uhr...

Wo bringen die kirchlichen Rollenträger ihre rituell/seelsorglich/pastorale Kompetenz bei der Gestaltung der Dramaturgie des Abschiednehmens ein? Wo entledigen sie sich des Drucks städtischer Leichenentsorgung (nicht viel an-

ders läßt sich beschreiben, was da in zwanzigminütigem Rhythmus auf manchem Friedhof vor sich geht)? Wo bleibt der Anspruch, die Toten zu begraben und den Trauernden beizustehen (letzteres nicht nur im seelsorglichen Gespräch, sondern in der Gestaltung des Abschiednehmens)? Die Sorge um das Sterben einerseits und die Vernachlässigung des Bestattungsprozesses andererseits begründen den Verdacht, daß sich die pastoral Tätigen in eine Reihe stellen mit der gesellschaftlich eingeläuteten Todesverdrängung. Es wird nach dem Motto ge-

handelt: Wer mit dem Tod nicht zurecht kommt, wer den Tod nicht bewältigen kann, der versucht wenigstens, das Sterben zu bewältigen. Daß man damit den Trauernden nicht gerecht wird, ist logisch, daß sich diese zunehmend parapsychologischen Verfahren zuwenden, ist ebenso wenig verwunderlich wie die Tatsache, daß sich viele Menschen in der Stunde des Abschiednehmens an nicht-kirchliche Beerdigungsredner wenden. Wo bleibt die Kompetenz der Kirche für eine Kultur des Todes in dieser Gesellschaft?

Die zehn Forderungen

Die Kirche ist nicht ein nach außen abgegrenzter Garten, sondern versteht sich christlich als formende Kraft der jeweiligen Kultur. Inkulturation heißt, aus dem inneren Raum herauszutreten in die Welt. Aus diesem Auftrag der Kirche leiten sich eine Reihe von Forderungen ab:

1. Die Theologie muß zu einer Gegenwartswissenschaft gemacht werden, die mehr als eine religions-soziologische Interpretation der neunziger Jahre liefert.
2. Es müssen in der Aus- und Fortbildung die Kompetenzen erworben werden, mit denen die religionsproduktiven Tendenzen nach dem Ende des Fortschrittsglaubens erkannt und gedeutet werden, um diese neue Religiosität nicht der Esoterik zu überlassen.
3. Das Selbstverständnis der Hauptamtlichen kann und darf sich nicht darauf beschränken, den innerkirchlichen Bereich zu gestalten und zu pflegen. Die Kirche hat einen Kulturauftrag. Wenn sie nicht in die Gesellschaft hineingeht, überläßt sie die neuen religiösen Strömungen anderen Religionen und Weltanschauungen. Die kirchlichen Mitarbeiterinnen auch auf der lokalen Ebene müssen sich der durch Medien geprägten heutigen Gesellschaft stellen.
4. Der Graben zu Literatur, Kunst und Medien muß überwunden werden. Nur eine Kirche, die sich auf ihre Stiftung als öffentliche Religionsgemeinschaft besinnt, kann die heutige Kultur prägen.
5. Die Reduktion der spirituellen Praxis auf den Gottesdienstbesuch und die einseitige Betonung der Eucharistiefeier müssen gesprengt werden.
6. Die Kirchenmitglieder müssen den Mut dafür zurückgewinnen, die Alltagskultur zu prägen.
7. Die kirchlichen MitarbeiterInnen müssen ihre Kompetenz für Symbole zurückgewinnen.
8. Jeder hauptamtliche Theologe, jede Theologin haben nicht nur eine Funktion innerhalb kirchlicher Strukturen, sie müssen vielmehr ihre Kompetenz für Lebensinterpretation, religiöse Erfahrungen, Mythen und Mythenkritik in die Gesellschaft einbringen und zur Kultivierung der neuen religiösen Strömungen beitragen.
9. Die kirchlichen Professionals müssen ihr Selbstverständnis aufgeben, als sei ihre Rolle, in Harmonie zu leben. Sie müssen sich bewußt werden, daß sie in der Spannung zwischen zivilreligiös, d.h. oft esoterisch geprägten Religiosität der heutigen Gesellschaft, und dem Anspruch des Christentums stehen und in dieser Spannung zerrissen werden. Der „heilige Dilettant“ ist ebenso gefordert wie der religiös-rituelle Experte.
10. Es muß eine Kultur des fairen Streitens entwickelt werden, die die Auseinandersetzung mit zivilreligiösen und esoterischen Angeboten sowie den Angeboten anderer Religionen – auch auf öffentlicher Bühne – ermöglicht.

P.S. Dies sind keine Forderungen an die Bischöfe, sondern an uns selbst. Wir können die Inkulturation einfach selbst in die Hand nehmen.

PRESSEMITTEILUNG

Katholische Soldaten gegen Gleichgültigkeit der Christen – GKS unterstreicht gestiegene Bedeutung der Militärseelsorge durch internationale Einsätze der Bundeswehr



Die Zukunft der Militärseelsorge sowie die Betreuung von Soldaten und ihren Familien bei den derzeitigen und künftigen Auslandseinsätzen der Bundeswehr waren wichtige Themen der Frühjahrskonferenz des Bundesvorstandes der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) am Wochenende in Bonn.

Sowohl die Militärseelsorge als auch die Arbeit der GKS sind von der Strukturreform und der personellen Verringerung der Bundeswehr in den letzten Jahren mit betroffen. Die Auflösung von Standorten und personelle Kürzungen machen es zunehmend schwierig, alle katholischen Soldaten und ihre Familien zu erreichen. Gerade durch die Auslandseinsätze der Bundeswehr aber nimmt die Notwendigkeit zu, die Soldaten im Ausland und ihre im Inland verbleibenden Familien zu begleiten und seelsorgerisch wie menschlich zu betreuen. Deshalb nimmt sich die

GKS, in Zusammenarbeit mit dem bekannten Theologen und Psychologen Pater Prof. Dr. Karl-Heinz Ditzer, Salzgitter, in Zukunft besonders des Themas „Vorbereitung, Begleitung und Nachbetreuung von Soldaten unter besonderer Belastung“ an. Ein Buch zu diesem Thema wird im April von der GKS herausgegeben.

In ihrer zukünftigen Arbeit will sich die GKS eng am Apostolischen Schreiben Papst Johannes Pauls II. „Tertio Millennio Adveniente“ orientieren. So will sie „Gegen die Gleichgültigkeit und Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis“ setzen – dies ist auch das Thema der nächsten Bundeskonferenz im April, das von Frau Dr. Hanna-Reinate Laurien behandelt wird.

Gegen die Gleichgültigkeit will sich die GKS auch aktiv einsetzen, indem sie unter anderem eine Partnerschaft mit der russischen Stadt Nowospasskoje pflegt und dorthin derzeit einen Hilfsgüter-

transport zur Ausstattung des örtlichen Krankenhauses vorbereitet.

Die GKS bekennt sich erneut nachdrücklich zur Wichtigkeit und Notwendigkeit der Militärseelsorge. Sie begrüßt das Engagement hoher Soldaten, zuletzt des Kommandierenden Generals des II. Korps in Ulm, Generalleutnant Edgar Trost, für den Dienst am Menschen, den die Militärseelsorger in Deutschland und bei Auslandseinsätzen leisten.

Wie der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstleutnant Dipl.-Ing. Karl-Jürgen Klein, erklärte, wird sich die GKS weiterhin nachdrücklich dafür einsetzen, daß die Soldaten der Bundeswehr ihren Dienst in den Streitkräften als einen Beitrag zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens und für die Sicherheit und Freiheit der Völker ansehen und ausüben. Hierfür hätten sie Anspruch auf die Achtung und Unterstützung ihrer Mitbürger.

KURZ NOTIERT

Schlembach sieht neuen Sinn für Religiosität

BADEN-BADEN (DT/bps). Einen neuen Sinn für Religiosität sieht der Bischof von Speyer, Schlembach, in der deutschen Gesellschaft. In einem Interview im Südwestfunk kritisierte er am vergangenen Sonntag allerdings, daß die Kirche nur unzureichend ihre Möglichkeiten nutze, um ihre Botschaft an die Menschen heranzubringen. Dabei seien die Strukturen und Instrumente der Kirche in Deutschland für eine Evangelisierung hervorragend, erklärte der Bischof. Schlembach zeigte sich skeptisch, ob eine Änderung der Zölibatsregelung die Kirche in Deutschland weiterbringen würde. Er habe größte Zweifel, ob eine Aufhebung des Zölibats zu mehr und besseren Priestern führen würde. Seiner Meinung nach habe die Zölibatsdiskussion in eine

Sackgasse geführt. Der Priester-mangel müsse in Zusammenhang mit anderen Mangelerscheinungen gesehen werden, die genauso beunruhigend seien, zum Beispiel dem Mangel an Ordensberufen. Die Entscheidung von Papst Johannes Paul II. gegen die Priesterweihe für Frauen bezeichnete der Bischof als verbindlich für heute und auch morgen. Die Kirche habe nicht die Vollmacht, Frauen zum Priesteramt zuzulassen. Nach Schlembach gehen die nicht-katholischen Kirchen, die das Priesteramt für Frauen öffnen, hier einen Weg, der von der apostolischen Tradition abweicht. Er bedaure diese Entwicklung. Es sei eine Erfahrung, daß sich eine Kirche bei der Änderung dieser Tradition um so schwerer tue, je näher sie der katholischen Kirche stehe.

Theologe Zulehner warnt vor kirchlichem Atheismus

Berlin, 29.02.96 (KNA) Vor „Atheismus in der Kirche“ hat der Wiener Pastoraltheologe Paul Zulehner gewarnt. Da die Kirche zunehmend auf linke oder rechte Moralvorstellungen degradiert werde, gehe „die Fähigkeit zur Gotteserfahrung aus erster Hand verloren“, sagte Zulehner am Mittwochabend in Berlin. Der größte Reformbedarf in der Kirche liege in der Aufwertung ihrer mystischen Dimension. Zudem dürfe die Kirche in Moralfragen nicht mehr das „Gefühl des Hineinredens“ vermitteln, sondern müsse statt dessen ihren „Erfahrungsschatz“ ohne Zwang anbieten.

Anstöße für ein gelebtes Apostolat in der Gemeinde

Evangelisierung — gelebter Glaube

Das Wirken der Kirche insgesamt und das Wirken der Christen wird immer häufiger mit dem Begriff „Evangelisieren“ bezeichnet. Ziel der Evangelisierung ist es, „die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluß von innen heraus umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern“ (Evangelii nuntiandi 18). Die Grundlage der Evangelisierung ist der gelebte Glaube, in dem die Freude und Hoffnung der Christen spürbar wird. Ein solches Zeugnis ist kraftvolle und wirksame Verkündigung. Wenn die Menschen solchen Christen im Leben begegnen, dann wird früher oder später die Frage aufbrechen:

- *Warum lebt ihr so?*
- *Was ist die Kraft, die euch treibt?*

Dann ist der Augenblick gekommen zum deutenden Wort, zur ausdrücklichen Verkündigung, zur Rechenschaft über den Grund unserer Hoffnung, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15). Gegenüber dem Wort „Verkündigen“, das oft nur als Weitergabe des Glaubens mit Worten verstanden wird, betont die Evangelisierung die wichtige Bedeutung des gelebten Glaubens und die Wirkkraft der Taten aus dem Glauben.

Verantwortung für die anderen

Aus dem Glauben und der Verbundenheit mit Jesus Christus erwächst die Verantwortung der Christen füreinander. Das entscheidende Maß für die Christus-Verbundenheit ist die Liebe. „Daran haben wir die Liebe erkannt, daß er für uns sein Leben hingegeben hat. So müssen auch wir für die Brüder das Leben einsetzen“ (1 Joh 3,16). Der Einsatz von Lebenskraft und Lebenszeit beschränkt sich nicht auf Aktionen und äußeres Tun. Er bedeutet in letzter Konsequenz das Eintreten für die anderen vor Gott in der Teilhabe am Geheimnis der Stellvertretung Christi. Wie Christus beim Vater für alle eingetreten ist bis zum Tod am Kreuz, so muß auch der Christ für die anderen eintreten, für sie beten, für sie sorgen, planen und handeln – und wenn es ernst wird, sein Leben in die Waagschale werfen. Die Kirche ist ein lebendiger Organismus, in dem alle füreinander leben und in der einzelne für andere den Lebensprozeß auf Christus hin offenhalten, besonders für die, deren Glaube nicht entfaltet ist. Dieses Geheimnis der Verbundenheit mit Christus ist in unsere Hände gelegt. Es darf uns nicht überheblich machen, und es darf nicht der Eindruck entstehen, daß wir die Freiheit der anderen beeinträchtigen. Aber wir dürfen dieses Lebenselement der Kirche nicht verschweigen.

Leitbilder künftiger Pastoral

In einer freiheitlich-pluralen Gesellschaft müssen die Kirche, die Christen, sich auf dem Markt der Welt-

anschauungen einbringen und das Ihre sagen. Drei Bilder könne die Situation und Aufgabe der Kirche in unserer Gesellschaft verdeutlichen: **Leuchtturm, Oase und Gasthaus**. Sie markieren eine Sicht der Pastoral, die sich von der herkömmlichen unterscheidet, die alle seelsorgerischen Tätigkeiten für alle Christen eines bestimmten Gebietes anbieten und aufrechterhalten wollte. Eine solch flächendeckende Pastoral ist heute nicht mehr praktikierbar, sie überfordert die vorhandenen Kräfte.

- *Erfahren Sie Ihre Gemeindesituation als Diasporasituation?*
- *Welche Rolle kann und soll Ihrer Meinung nach Kirche heute in unserer freiheitlich-pluralen Gesellschaft spielen?*
- *Helfen Ihnen die Bilder wie „Leuchtturm“, „Oase“ und „Gasthaus“?*
- *Können Sie für Ihre Gemeinde mit diesen Leitbegriffen eine Perspektive formulieren?*
- *Haben Sie andere Bilder, die die heutige Situation der Kirche in unserer Gesellschaft kennzeichnen?*

Mit den Bildern vom Leuchtturm, von der Oase oder dem Gasthaus nimmt die Kirche ihre Diasporasituation an. Der **Leuchtturm** gibt unentwegt verlässliche Signale, er leuchtet all denen, die Orientierung suchen. Die Signale, die die Kirche gibt, garantieren nicht die Lebensfahrt des Christen, aber sie helfen, Richtung zu finden. In der **Oase** kommen Menschen zur Ruhe und finden neue Kraft. Gläubige treffen sich, um miteinander „Wasser des Lebens“ zu trinken und sich zu stärken, aber auch, um „Wasser des Lebens“ zu schöpfen und anderen anzubieten. Oasen sind Begegnungsstellen, an denen man auch Reisende aus ganz anderen Zonen trifft. Die Gemeinden und Gemeinschaften der Kirche dürfen auf Außenstehende nicht wie geschlossene Gesellschaften wirken, zu denen nur Mitglieder Zutritt haben, sondern wie **Gaststätten**, die für jeden offenstehen. Wer hier eintritt, soll nicht befürchten müssen, gleich vereinnahmt zu werden. Die Kirche wird Möglichkeiten der Begegnung und des Gesprächs schaffen müssen, die einladend wirken und suchenden oder auch nur neugierigen Menschen eine freundliche Kontaktaufnahme ermöglichen.

- *Eine offene „Gaststätte“ muß man bekanntmachen, damit die Besucher kommen. Wie kann man das erreichen? Wie kann man Gelegenheiten zur Begegnung schaffen?*

Missionarische Pastoral

Die Kirche muß darüber hinaus zu den Menschen gehen, dahin, wo sie leben und arbeiten, um zu erfahren, was sie bewegt. Um diesen Auftrag der Kirche zu

kennzeichnen, sprach Kardinal Höffner von der „Geh-hin-Kirche“. Bevor die Kirche „hingehet“, muß sie nüchtern die Realität anschauen und akzeptieren, daß es unterschiedliche Grade von Beziehungen zu Kirche und Gemeinde gibt. Neben den Engagierten, die intensiv am Leben der Gemeinde teilnehmen, und denen, die regelmäßig oder gelegentlich kommen, um Trost und Ermutigung zu erfahren, gibt es die große Zahl derer, die ein sehr distanzierendes Verhältnis zur Kirche haben. Diese Menschen – heute der weitaus größte Teil der Christen – lassen manchmal Sehnsucht nach Glauben und religiöser Sinngebung ihres Lebens erkennen, haben nicht selten ein heimliches Interesse an der Kirche. Andere zeigen Desinteresse oder Ablehnung. Zudem wächst die Zahl derer, die noch nie einen Zugang zur Kirche gefunden haben. Zu allen diesen Menschen muß die Kirche hingehen und sie unaufdringlich einladen, gemeinsam ein Stück Weg zu gehen.

- *Wo erleben Sie Ansätze einer „Geh-hin-Kirche“ konkret in Ihrer Gemeinde?*

Für die konkrete Gemeinde bedeutet das, daß sie nicht nur um sich selbst kreist und den Blick nach innen richtet, sondern eine gestufte Zugehörigkeit zur Gemeinde anerkennt und auch die in den Blick nimmt, die nicht dazugehören, und auf sie eingeht und zugeht.

- *Wie kommt für die Gemeinde in den Blick, daß Menschen sehr unterschiedliche Nähe zu Kirche und Gemeinde haben?*
- *Wie geht sie mit dieser Situation um?*

Glaube entzündet sich an Glaubenden

- *Wo sind Ihnen in Ihrem Leben überzeugte Christen begegnet, die für Sie bedeutsam geworden sind?*

Die wichtigste Form des Apostolats dürfte aber in Zukunft die unplanbare Begegnung von Mensch zu Mensch sein, wobei Christen in Wort und Tat ihren persönlichen Glauben bezeugen. Menschen, die aus einem inneren Erfülltsein und der Ausrichtung auf ein Ziel leben, bleiben nicht unbemerkt. Sie wecken Neugierde und Fragen. Man wird sie auf ihre Echtheit hin beobachten und ihnen vielleicht eines Tages die Frage stellen: Was hast Du gefunden? Wovon lebst Du? Glaube entzündet sich an Glaubenden.

- *Überlegen Sie, wann – wo – mit wem – Sie in letzter Zeit über Glaubensfragen gesprochen haben?*

Mit einem solchen missionarischen Konzept ist die Kirche und sind die einzelnen Christen nicht überfordert. Es kann nicht darum gehen, das ganze verlorene Terrain der „Volkskirche“ zurückzuerobieren („Reevangelisierung“ in einem totalen Sinn). Es geht auch nicht darum, alle Gläubigen in den Gemeinden zu erfassen und zu organisieren. Wohl aber soll Kirche in unserer Gesellschaft so präsent sein, daß sie bemerkt wird, ausstrahlt und suchende Menschen anziehen kann: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Mt 5,14).

- *Wo und wie ist Ihre Gemeinde als Kirche in der Gesellschaft präsent?*

Daß es dabei nicht nur um das Zeugnis des Wortes geht, sondern auch um den tatkräftigen Dienst an den Menschen, verdeutlicht der Zusatz: „So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16). Deswegen tritt das diakonische Engagement als Grundauftrag der Kirche stärker ins Bewußtsein. Am Einsatz für die Armen, für Frieden und Gerechtigkeit und im Dienst an der Bewahrung der Schöpfung erweist sich die Wirkkraft des Evangeliums, von der wir ergriffen sind.

Mut zu kleinen pastoralen Schritten

Nach wie vor ist es hilfreich, auf die Bilder des Evangeliums zurückzugreifen, mit denen Jesus das Reich Gottes vergleicht: auf das Senfkorn, den Sauerteig und den Schatz im Acker. In ihnen werden Zukunftstugenden für Kirche und Christen genannt und die Hoffnung geschenkt, daß uns wie damals in den Bildern dieser Gleichnisse Kraft zuwächst.

- *Wo sehen Sie in Ihrer Gemeinde Hoffungszeichen?*
- *Wo sind kleine, verheißungsvolle Anfänge?*

Aus dem kleinen Senfkorn wird das größte aller Gewächse. Wir dürfen den kleinen Schritten trauen und aus der Überzeugung leben, daß im kleinen Anfang, in Initiativen Perspektiven und Chancen stecken. Der Sauerteig durchsäuert eine große Menge Teig. Wir sind Sauerteig und haben die Zusage, daß der Sauerteig alles durchsäuern kann. Und um den Schatz im Acker zu bergen, verkauft ein Mann alles, was er besitzt. Es gilt, alles daranzusetzen, die Faszination des Reiches Gottes in unserer Welt aufleuchten zu lassen.

Das Vertrauen auf die Kraft des kleinen Anfangs, die Überzeugung, daß ein Leben aus dem Evangelium die Welt verändert, und das Ergriffensein von der Kostbarkeit des Reiches Gottes sind Zukunftsmerkmale der Christen.

Gemeinsame Verantwortung von Amtsträgern und Laien

Das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen begründet die gemeinsame Verantwortung aller für die Kirche. Sie wird genährt aus den unterschiedlichen Charismen; sie bildet sich aus den verschiedenen Diensten und Ämtern. Sie läßt sich heute in kooperativen Formen der Pastoral realisieren.

Kooperation in der Seelsorge meint die partnerschaftliche, vertrauensvolle und strukturierte Zusammenarbeit von Hauptamtlichen untereinander, von Amtsträgern und Laien miteinander, von Gruppen und Gremien innerhalb einer Gemeinde und von Gemeinden miteinander.

Gesamtverantwortung aller heißt: Alle Kräfte, die der Geist Gottes schenkt, müssen entfaltet und wirk-

sam werden. In jeder Gemeinde gibt es viele Menschen mit vielfältigen Charismen. Diese gilt es zu fördern bzw. neu zu entdecken. Die Ermutigung der Laien, Talente zu zeigen und in die Gemeinde einzubringen, ist eine wesentliche Aufgabe einer kooperativen Pastoral. Hierbei ist ein Umlernen notwendig, weil viele Aufgaben von Hauptamtlichen wahrgenommen werden, für die es Charismen unter den übrigen Gemeindemitgliedern gibt. Es muß zu einem neuen, konstruktiven Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen kommen.

- Was brauchen engagierte Laien an Unterstützung und Begleitung, damit sie ihre Kompetenzen und Charismen einbringen und entfalten können?

Es gibt, selbst wenn zahlenmäßige Rückgänge zu verzeichnen sind, einen wertvollen Schatz an hauptamtlichen pastoralen Kräften: Priester, Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferentinnen und -referenten, Ordensfrauen und -männer. Sie alle sind zur Seelsorge berufen und stellen sich in den Dienst der Gemeinden. Dazu gibt es viele andere hauptamtliche kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (Sozialpädagogen, Kindergärtnerinnen, Pfarramtssekretärinnen, Küster, Kirchenmusiker, ...), die ein hohes Maß an pastoralem Engagement aufbringen.

Mit zunehmender Umsetzung einer kooperativen Pastoral wird es notwendig sein, das Spezifische hauptamtlicher Seelsorger und Seelsorgerinnen neu zu umschreiben. Die Begleitung, Vertiefung und spirituelle Stützung der vielen ehrenamtlichen Dienste wird in besonderem Maße Aufgabe von Hauptamtlichen sein. Im lebendigen Miteinander der Priester mit ihren Gemeinden und in Gesprächen der Priester untereinander wird ein Priesterbild entstehen, das, von der geistlichen Dimension geprägt, den Belangen einer kooperativen Pastoral gerecht wird.

- Gibt es in Ihrer Gemeinde eine offene, konstruktive Diskussion über das sich wandelnde Priesterbild?
- Wer spricht mit wem darüber?
- Wie können Vorstellungen und Wünsche eingebracht werden?

Kooperation in der Gemeinde

Die Gemeindepraxis zeigt, daß Laien bereits viele Aufgaben wahrnehmen: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tragen in der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit Verantwortung, Katechetinnen und Katecheten übernehmen die Kommunion- und Firmvorbereitung. Vorwiegend Ehrenamtliche wirken im weiten Feld der Diakonie, Christen engagieren sich in Liturgiekreisen, Bibel- und Gesprächsgruppen, Verbänden, Initiativen für die Dritte Welt oder zur Bewahrung der Schöpfung.

- Welche Formen der Zusammenarbeit erleben Sie in Ihrer Gemeinde?
- Welchen Gewinn bringen sie?
- Welche Schwierigkeiten sehen Sie?



**“Herr, die Not ist groß –
die ich rief, die Laien werd’ ich nun nicht los!”**
(Karikatur von Wolter, in NOZ vom 22.06.92, aus: Initiative 2/94)

Damit solche Aktivitäten sich gegenseitig ergänzen und sinnvoll in das Amt der Gemeinde eingebracht werden, bedarf es zum einen einer spontanen Zusammenarbeit der Gruppen, zum anderen einer organisierten und strukturierten Kooperation.

- Wie können Überforderungen abgebaut und vermieden werden?

Durch diese Kooperation kommt es zu überschaubaren Aufgabenbereichen und zur klaren Aufgabenverteilung auf viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Überforderungen abbauen hilft. Im Miteinander wachsen Kreativität und Energien, und jeder lernt und profitiert von den Fähigkeiten und Sichtweisen der anderen. Möglichst breit angelegte Kooperation fördert Beweglichkeit und Offenheit für neue Entwicklungen.

- Wie könnte die Verantwortung für die einzelnen Aufgabengebiete auf haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verteilt werden, so daß die vorhandenen Kompetenzen möglichst gut für die Gemeinde genutzt werden?
- Wo sehen Sie Möglichkeiten und Grenzen?

Kooperation als pastorale Arbeitsform entwickelt sich in einem gemeinsamen Wachstumsprozeß. Dieser kann nur gelingen, wenn die Bereitschaft zunimmt, vom anderen zu lernen und ihn in seiner Rolle ernst zu nehmen. Kooperation braucht den geduldigen Dialog und die Beteiligung möglichst vieler an Entscheidungen. Der zentrale Ort in einer Gemeinde, an dem die Aktivitäten der verschiedenen Gruppen und Personen zu einem fruchtbaren Miteinander vernetzt und gebündelt werden, ist der Pfarrgemeinderat.

- Welche Aufgaben sollten am ehesten wahrgenommen werden von:
 - dem Pfarrer,
 - den anderen Pastoralen Diensten,
 - den Gremien (PGR, KV, ...),
 - den anderen Gemeindemitgliedern?

Kooperation im Pfarrgemeinderat

Die Aufgabe, das kooperative Miteinander der unterschiedlichen Kräfte einer Gemeinde zu fördern, gelingt eher, wenn die Kooperation innerhalb des Pfarrgemeinderates exemplarisch vorgelebt wird.

- *Wie erleben Sie die Kooperation im Pfarrgemeinderat?*

Der Pfarrgemeinderat ist ein zentrales Kooperationsfeld von Klerikern und Laien, Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, Frauen und Männern, Jungen und Alten. Entscheidend für eine fruchtbare Kooperation ist ein wirkliches Miteinander von Pfarrer, Hauptamtlichen und Pfarrgemeinderat. Dieses Miteinander gelingt dort am ehesten, wo auf beiden Seiten der Wert des Ratgebens und Ratnehmens anerkannt wird.

Die gemeinsame Verantwortung bindet alle Beteiligten aneinander. Sie nehmen diese Verantwortung aus unterschiedlichen Blickwinkeln wahr. Die Mitglieder des Pfarrgemeinderates vertreten die Christen am Ort mit ihren spezifischen Eigenheiten und Belangen. Aufgabe des Pfarrers ist es, als Vertreter des Bischofs immer wieder den Blick auf das Ganze der Kirche zu lenken. Im Austausch zwischen diesen Polen können

die „Zeichen der Zeit“ im Lichte des Evangeliums neu gedeutet und miteinander die notwendigen Aufgaben herausgefunden werden. Dies führt zu einer gemeinsam verantworteten Konzeption und Schwerpunktsetzung zum Wohl und Nutzen der Gemeinde.

Die Wahrnehmung der gemeinsamen Verantwortung in Kooperation ist konstitutiv für das heutige Gemeindeverständnis. Die Zeit der „Ein-Mann-Pastoral“ des Pfarrers ist vorbei.

- *Wie erleben Sie das Zueinander von Haupt- und Ehrenamtlichen im PGR?*

Die Team-Arbeit hauptamtlicher Kräfte ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer kooperativen Pastoral. Dennoch müssen die gewählten, ehrenamtlichen Mitglieder des Pfarrgemeinderates in die Überlegungen der Hauptamtlichen miteinbezogen werden. Die „Ein-Mann-Pastoral“ darf nicht durch die „Ein-Team-Pastoral“ abgelöst werden. Deswegen wird es notwendig sein, die derzeitige Pfarrgemeinderats-Satzung daraufhin zu überprüfen, ob sie den Anforderungen der neuen pastoralen Situation entspricht und wieweit sie hilfreich ist für eine kooperative Pastoral.

- *Was hat sich an der Satzung für Pfarrgemeinderäte bewährt, was müsste neu formuliert werden?*



„Packen wir's an!“
Das wirksamste Mittel
gegen Nur-Dialog und
Sitzungs-Katholizismus.
(Karikatur aus: Isvestia
vom 16.09.93)



„Unser Interesse muß zunächst dem einzelnen gelten. Ihn persönlich ansprechen, auf seinem Lebensweg begleiten, ihm bei Fragen zu Ehe, Familie, Beruf, Politik und Freizeit, bei seinen Sorgen und Freuden zur Verfügung stehe, damit muß es beginnen. Dieses lebensbegleitende Apostolat, das mit dem Knüpfen und Pflegen persönlicher Beziehungen beginnt, wird uns viel Zeit und Kraft abverlangen, doch liegt darin der Ansatz für die ständige Erneuerung unserer Gemeinschaft. Wichtiger als Programme, Wertstrategien, Konzepte für Öffentlichkeitsarbeit und materielle wie finanzielle Bezuschussung ist das persönliche Zeugnis des Glaubens.“

(„Gemeinsam in die Zukunft“ Ziele und Wege der GKS, Nr. 3228.)

„Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde“

Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz

Zu den Möglichkeiten einer kooperativen Pastoral, Fragen der Gemeindeleitung und der gegenseitigen Zuordnung der kirchlichen Ämter und Dienste in der Pfarrgemeinde haben die deutschen Bischöfe in einer Erklärung mit dem Titel „Der pastorale Dienst in der Pfarrgemeinde“ Stellung genommen. Das von der Herbstvollversammlung der deutschen Bischöfe am 28. September in Fulda beschlossene Dokument wurde als Broschüre „Die deutschen Bischöfe, Nr. 54“ veröffentlicht.*

Die Erklärung setzt die kirchliche Lehre vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und dem amtlichen Priestertum voraus. Sie beschreibt das eigene Profil des priesterlichen Dienstes und macht zugleich Vorschläge, wie der Pfarrer entlastet werden kann, um seinen eigentlichen Dienst besser wahrzunehmen. Der Text verdeut-

licht darüber hinaus das Berufsprofil des Ständigen Diakons und beschreibt die Notwendigkeit und die Möglichkeiten von ehrenamtlichen, neben- und hauptberuflichen Diensten von Laien. Deren Eigenständigkeit in ihren jeweiligen Verantwortungsbereichen wird betont bei gleichzeitiger Gesamtverantwortung des Priesters für die Gemeindeleitung.

Von den geweihten Amtsträgern dürfe keine Allzuständigkeit erwartet oder beansprucht werden, betont die Erklärung. Dies verlange vom Pfarrer, daß er bereit sei, Vollmachten und Zuständigkeiten zu delegieren. Die Fähigkeit und Bereitschaft zu partnerschaftlicher Zusammenarbeit solle in den Ausbildungsgängen zum pastoralen Dienst und den übrigen kirchlichen Diensten stärker gefördert werden. Um die konkrete Zusammenarbeit frühzeitig einzuüben, solle es auch

gemeinsame Abschnitte in der Ausbildung der verschiedenen Berufsgruppen geben.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Karl Lehmann, bezeichnete die Erklärung als „Konsens-Dokument“ das ein flexibles Spektrum für die Anwendung beinhalte. So gewähre der Text auch Spielraum für Entwicklungen, wie sie in einzelnen Bistümern gegenwärtig erprobt würden. Mit der einmütigen Annahme dieser Erklärung durch die Vollversammlung haben die Bischöfe sich selbst verpflichtet, bei den einzelnen diözesanen Planungen diese gemeinsame „Rahmenaussage“ einzuhalten.

* Hinweis: Die Broschüre ist erhältlich bei den Bischöflichen Ordinariaten – also über die Militärfarrer beim KMBA – oder unmittelbar beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstr. 163, 53113 Bonn)

Licht nicht unter den Scheffel stellen

Eine Aktion zur Beschreibung und zum Nachweis ehrenamtlicher Tätigkeit

Viele Millionen Menschen in der Bundesrepublik leisten ehrenamtliche Arbeit. Ohne ihr Engagement ständen die Räder nicht nur im Katastrophenschutz, im Sport, in der Politik und den Kirchen still. Es ist eine Frage an die ganze Gesellschaft in Deutschland, welchen Stellenwert sie diesem Engagement beimißt.

In einer Erklärung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände von 1994 (s. AUFTRAG 215, S. 106 ff.) wurden die Anerkennung der im Ehrenamt erworbenen Kompetenzen gefordert, z.B. beim Wiedereinstieg in den Beruf, und die Überprüfung von steuer- und rentenrechtlichen Regelungen. „Zu teuer“, sagen die Finanzpolitiker auf letzte Forderung hin (wie teuer wird es wohl, wenn sich Ehrenamtliche in größerem Umfang zurückziehen?). Ein anderes

wiederkehrendes Gegenargument: ehrenamtliche Arbeit sei ein diffuses Feld, schwer abzugrenzen und in Zeit und Inhalt kaum zu erfassen. Eine wichtige Voraussetzung zur stärkeren Anerkennung ist also der Beleg, daß ehrenamtlich geleistete Arbeit sich beschreiben und nachweisen läßt. Der kfd-Bundesverband hat einen Nachweis entwickelt und ihn ein Jahr lang in 1995 mit acht Diözesanverbänden erprobt, zusammen mit einem Nachweis über die Teilnahme an Fort- und Weiterbildung.

Auf einer Auswertungstagung Ende Januar wurden die Ergebnisse anhand der Berichte aus den beteiligten Diözesanverbänden und eines wissenschaftlichen Berichtes zusammengetragen und diskutiert.

Die Nachweise lösten eine starke Resonanz aus. Ca. 6.000 Nachweise zum Ehrenamt und 3.500

Nachweise zur Teilnahme an Fort- und Weiterbildung wurden angefragt und abgegeben. Es gab überwiegend Zustimmung, aber auch Vorbehalte, vor allem bei den älteren Frauen.

Eine Anfrage kehrte während der Erprobung immer wieder: Wird das Ehrenamt als ein freiwilliger Dienst um Gottes und der Nächsten willen durch solch eine Nachweisführung nicht in Frage gestellt? Aber wie wichtig ist es doch für die Zukunft des Ehrenamtes, diesen freiwilligen Dienst, dieses Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern auf den Leuchter, es leuchten zu lassen und andere für einen solchen Einsatz zu gewinnen und zu werben.

(Gertrud Casel, aus: ZdK, Salzkörner, 2. Jg., 1/1996)

Das Thema „Ehrenamt“ war ein Schwerpunkt des AUFTRAG 215/Februar 1995.

„Ihr sollt meine Zeugen sein“ – Spiritualität im Leben der christlichen Familie

Die wesentlichen Dinge im Leben kann man nicht lehrmäßig vermitteln. Man kann aber mit dem wovon man selber entzündet ist, andere anstecken. Die Familie ist die für die menschliche Gesellschaft wichtigste Erziehungs- und Bildungsgemeinschaft. Weil Liebe und Zuneigung das Lebensprinzip der Familie sind, geht eine erzieherische und persönlichkeitsbildende Kraft von ihr aus, die ohne ihresgleichen ist. (Kardinal J. Höffner, Christliche Gesellschaftslehre)

Fragen zur eigenen und zur Spiritualität in der Familie

- Welche Erfahrungen in meiner Kindheit haben mein eigenes Gottesbild geprägt?
- Welche Vorstellungen verbinde ich heute mit Gott?
- Kenne ich solche Erfahrungen, daß mir auswendig gelernte Lieder, Gebete, Bibelverse in Krisensituationen halfen, durchzuhalten und Trost und Kraft zu finden?
- An welche Gebetssituationen aus meiner Kindheit kann ich mich noch erinnern?
- Wer hat mit mir gebetet?
- An welche Gebete kann ich mich noch erinnern?
- Was bedeuten sie mir heute?
- Was haben mir meine Eltern in Bezug auf den Glauben vermittelt?
- Was bedeutet mir dieser Glaube heute?
- Welche Glaubenserfahrung wünsche ich meinen Kindern?
- Wie können wir unseren Kindern helfen auf dem Weg, Gott kennen und lieben zu lernen?
- Wie können wir unseren Kindern sprachlich und praktisch vermitteln, was der Glaube bedeutet und welchen Wert er für unser und ihr Leben darstellt?
- Erleben wir das, was wir ihnen sagen, in unserem persönlichen Leben?
- Ist das, was wir von Gott auszusagen wissen, in unserem eigenen Leben abgedeckt?

Familie als Tischgemeinschaft

- Trifft sich die Familie mindestens einmal täglich zur gemeinsamen Mahlzeit am Familientisch?
- Wird am Familientisch jedem nach seinem Bedürfnis zugeteilt?
- Können die Kinder gerade bei den Mahlzeiten die selbstlose Liebe des Vaters und der Mutter erleben, damit sie auch später in der Härte des Lebens an die ewige Liebe Gottes glauben können?
- Ist das Tischgebet fester Bestandteil des Familienmahles?
- Ist der Familientisch nicht nur Stätte des gemeinsamen Mahles, sondern zugleich auch Ort des Gesprächs, des Spiels und der Unterhaltung?

Feste in der Familie

- Wie sehen Sie die Bedeutung von Festen für Ihr Familienleben?
- Wie stellen Sie sich ein echtes Fest vor?
- Über welche Hindernisse stolpern Sie, wenn Sie ein Fest feiern wollen?
- Haben Feiertage, vor allem die kirchlichen Hochfeste (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) einen festen Platz in Ihrem Familienleben?
- Führen mehrtägige Feste zu Streß, Streit, Unzufriedenheit? Woran liegt das?
- Haben Sie Formen des gemeinsamen Feierns entwickelt, auf die Ihre Kinder und Sie selbst sich freuen können?
- Haben Feste für Sie eine religiöse Bedeutung oder sind sie nur willkommene Urlaubstage?

Das Sonntagsfest

Der Sonntag wird heute vorrangig im Gegensatz zu den Arbeitstagen wahrgenommen. Die religiöse Dimension des Sonntags und sein die alltäglichen Aktivitäten und

Bedürfnisse übersteigender Symbolgehalt gehen verloren.

Für uns Christen ist aber der Sonntag herausgehoben. Er ist der Tag der Feier der Auferstehung im Gottesdienst. Der Sonntag bietet Gelegenheit zu Gemeinschaft in Familie und Pfarrgemeinde. Er ermöglicht es, zu sich zu kommen und Erholung und Besinnung zu finden. Der Sonntag ist für die Menschen da. Zumindest am Sonntag muß man sich darauf verlassen können, daß Eltern und Kinder Zeit für einander haben. Dazu braucht der Sonntag seine feste zeitliche Struktur und muß auch seine innere Ordnung haben. Feste Zeiten und ungeplante Unternehmungen, Fixpunkte und „die Seele baumeln lassen können“ sind erst in Bezug aufeinander schön (B. Laux, „Kultur des Sonntags in der Familie“).

- Befriedigt Sie die Gestaltung Ihres Sonntags?
- Feiern Sie den Sonntag als Tag des Herrn oder ist er für Sie und Ihre Familie nur ein Tag, um sich mal richtig auszuschlafen, den man vergammelt, bis man montags (endlich) wieder zur Arbeit gehen kann?
- Wie könnten Sie in Ihrer Familie ein „Sonntagsfest“ feiern?

Festideen

Jede Familie hat ihre eigenen Bräuche, Traditionen und Ideen, um die Feste zu feiern.

- Wichtig ist, daß Sie Feste in der Familie gut vorbereiten und als Höhepunkte des Jahres gestalten, sie in gewisser Weise ritualisieren, ohne daß sie eintönig werden oder ihren erkennbaren Sinn verlieren, sondern daß Ihre Art zu feiern ein lieber Familienbrauch wird.
- Tauschen Sie Ihre guten und schlechten Erfahrungen mit anderen Familien aus.
- Haben Sie Zeit für einander, schaffen Sie Erlebnisse und lassen Sie Verwandte und Freunde an Ihren Feiern teilnehmen. (PS)

„Ihr sollt meine Zeugen sein“ – Christsein im Alltag und im Beruf

Nach einer These der Soziologie unterscheiden Christen sich in ihrem moralischen, wertbezogenen Handeln (Sexualität, Ehescheidung, Abtreibung, Gesetzestreue, Steuerehrlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Vorteilmahme, Zukunftsängste) nicht von anderen Menschen. Das ist eine deprimierende Feststellung, sollen Christen doch Sauerteig und Zeuge sein.

Ein Christ ist der Mensch, der durch die Taufe in Christus eingegliedert ist, der Anteil am Leben des Auferstandenen hat, in der Nachfolge Christi und in Einheit mit ihm steht. Der Christ sucht im Denken, Reden und Handeln so gesinnt zu sein, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht und sich an sein Beispiel zu halten.

Ziel christlichen Wirkens (Evangelisation) ist es, die Frohe Botschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluß von innen heraus umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern.

Grundlage hierfür ist gelebter Glaube, in dem die Freude, Hoffnung und Zuversicht der Christen spürbar wird. Christen müssen befähigt werden, ihren Glauben auch außerhalb des geschützten Raumes der Familie und der eigenen vier Wände zu leben.

Wichtigste Form des Apostolats ist die unplanbare Begegnung von Mensch zu Mensch, wobei Christen in Wort und Tat ihren persönlichen Glauben bezeugen. Wenn Menschen solchen Christen im Leben begegnen, dann wird früher oder später die Frage aufbrechen

- warum lebt ihr so?
- welches ist die Kraft, die euch treibt?

Dann ist der Augenblick gekommen zum bekennenden und deutenden Wort, zur ausdrücklichen Verkündigung, zur Rechenschaft über den Grund unserer Hoffnung, die uns erfüllt.

Vor dieser Situation braucht sich der Christ nicht zu fürchten, hat er doch die Zusage des Herrn

an seine Jünger, „macht euch keine Sorgen, wie ihr euch verteidigen oder was ihr sagen sollt. Denn der Hl. Geist wird euch eingeben, was ihr sagen müßt“ (Lk 12,11–12).

Beim **Christsein im Alltag/in der Arbeitswelt** kommt es weniger auf die Weitergabe des Glaubens mit Worten an, sondern auf den beispielhaft gelebten Glauben und die Wirkkraft von Taten aus dem Glauben. Vorrang hat „Zeugnis des Lebens“ vor dem „Zeugnis des Wortes“ (Kardinal F. Hengsbach). Mit christlichen Phrasen, die über die wirkliche Situation des anderen hinweggehen, wird mehr verdorben, als daß es der christlichen Sache dient.

Verantwortung für andere:

Wie füllen Sie den Begriff "Verantwortung für andere"?

- Verantwortung der Christen für einander (Gebot der Liebe)
- Verantwortung der Christen für alle Menschen (Mensch als Ebenbild Gottes)
- Einsatz von Lebenskraft und Lebenszeit (Eintreten für andere vor den Menschen und vor Gott)
 - sorgen, planen, handeln, beten und – wenn es ernst wird – sein Leben in die Waagschale werfen
 - aber: nicht aufdringlich werden, die Freiheit des anderen achten

– die gesellschaftlichen Bedingungen berücksichtigen (Pluralität, Bewertungswandel, Autoritätswandel, Technisierung und Verwaltung, Medien, Konsum); Kirche wird unter diesen Voraussetzungen als Einengung empfunden.

In einer Broschüre „Anstöße zum Pastoralgespräch im Erzbistum Köln“ heißt es im AUSBLICK:

Christus ist der Weg der Kirche – der Mensch ist der Weg der Kirche. Diesen Weg gehen, heißt, den Aufbruch zu wagen, zu den Menschen hinzugehen, genau hinzusehen und standzuhalten, sich auf Christus einzulassen, sich auf die Menschen einzulassen. Es bedeutet Menschen zu begnügen und ihnen zum Nächsten zu werden.

Es gilt, sich mit anderen auf den Weg zu machen und gemeinsam den Weg zu finden zu Menschen, die ganz anders denken und leben, die in Frage stellen und auf der Suche sind.

Sich auf den Weg zu machen, heißt für uns Christen, Mut zu fassen und darauf zu vertrauen, daß Gott in Christus mitgeht wie auf dem Weg nach Emmaus (s.a. AUFTRAG 218, DIE GROSSE BEGEGNUNG: Meditation zum Emmausbericht, S. 144–152). Es heißt, darum zu beten und darauf zu bauen, daß Gott die Richtung weist und daß er, wenn wir schwach werden, uns hält und trägt. (PS)

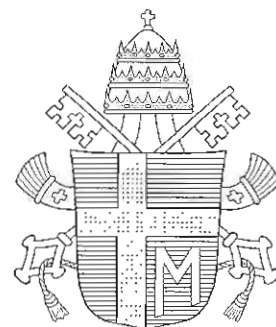
„Der Ansprechpartner soll in seinem Bereich Zeugnis ablegen. D.h., er soll Flagge zeigen, wenn sein Engagement als katholischer Soldat gefragt ist. Er soll die GKS vor Ort repräsentieren und ihr aktiver wie passiver Ansprechpartner sein, möglichst im PGR mitarbeiten, dem Militärpfarrer und Pfarrhelfer seine Unterstützung anbieten, Informationen aus der GKS in seinem dienstlichen Umfeld weitergeben: Informationsweitergabe nicht durch Postverteilung, sondern durch persönliche Übergabe. Nur dies ermöglicht die Kommunikation mit den Menschen und rückt die GKS in deren Bewußtsein.“

(„Gemeinsam in die Zukunft“ Nr. 3242.)

WELTFRIEDENSTAG 1996

BEREITEN WIR DEN KINDERN EINE FRIEDLICHE ZUKUNFT!

Botschaft Johannes Paul II.



**Die Kinder als Opfer des
Krieges**

**Die Kinder als Opfer mannig-
facher Formen von Gewalt**

**Die Kinder und die Friedens-
hoffnungen**

**Die Kinder in der Schule des
Friedens**

Jesus, der Weg zum Frieden

1. Am Ende des Jahres 1994, des internationalen Jahres der Familie, richtete ich einen Brief an die Kinder der ganzen Welt und ersuchte sie zu beten, daß die Menschheit immer mehr *Familie Gottes* und fähig werde, in Eintracht und Frieden zu leben. Ferner habe ich nicht versäumt, meiner großen Sorge um die Kinder Ausdruck zu verleihen, die zu Opfern kriegerischer Konflikte und anderer Formen von Gewalt werden, und habe dabei die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf Weltebene auf solche schwerwiegenden Situationen gelenkt.

Zu Beginn des neuen Jahres gehen meine Gedanken erneut zu den Kindern und ihren *berechtigten Erwartungen nach Liebe und Geborgenheit*. Dabei halte ich es für meine Pflicht, besonders *an jene vom Leiden gezeichneten Kinder* zu erinnern, die erwachsen werden, ohne jemals erfahren zu haben, was Friede eigentlich ist. Der Blick der Kleinen sollte immer Freude und Zuversicht ausstrahlen, statt dessen ist er bisweilen von Traurigkeit und Angst erfüllt: sie haben in den wenigen Jahren ihres Lebens schon zuviel gesehen und erlitten!

Bereiten wir den Kindern eine friedliche Zukunft! Das ist der Aufruf, den ich vertrauensvoll an die Männer und Frauen guten Willens richte, indem ich einen jeden einlade zu helfen, daß die Kinder in einem Klima echten Friedens aufwachsen. Das ist ihr Recht, das ist unsere Pflicht.

Die Kinder als Opfer des Krieges

2. Die zahllosen Scharen von Kindern gehen mir durch den Sinn, denen ich im Laufe der Jahre meines Pontifikats begegnet bin, besonders während der apostolischen Reisen auf allen Kontinenten. Kinder voll Heiterkeit und Freude. An sie denke ich, während das neue Jahr beginnt. Allen Kindern der Welt gilt mein Wunsch, das Jahr 1996 in Freude zu beginnen und eine heitere Kindheit zu erleben, wobei sie dann durch die Unterstützung verantwortungsbewußter Erwachsener Hilfe erfahren mögen.

Ich würde mir wünschen, daß die harmonische Beziehung zwischen Erwachsenen und Kindern ein Klima des Friedens und echten Wohlstandes fördern möge. Leider gibt es nicht wenige Kinder auf der Welt, die zu unschuldigen Opfern von Kriegen werden. Millionen von ihnen sind in den letzten Jahren verwundet und getötet worden: ein regelrechtes Massaker.

Der besondere Schutz, der den Kindern durch die internationalen Bestimmungen¹⁾ zugebilligt wird, ist weitgehend mißachtet worden, und die regionalen und interethnischen Konflikte, die über alle Maßen zugenommen haben, machen den von den humanitären Bestimmungen vorgesehenen Schutz zunichte. Die Kinder sind sogar zur Zielscheibe von Heckenschützen geworden, ihre Schulen sind vor-

sätzlich zerstört und die Krankenhäuser, in denen sie behandelt werden, bombardiert worden. Wie sollte man angesichts solcher ungeheuerlichen Verstöße nicht in einer einstimmigen Verurteilung seine Stimme erheben? Die vorsätzliche Tötung eines Kindes stellt eines der bestürzendsten Zeichen der *Verfinsterung jeglicher Achtung vor dem menschlichen Leben* dar.²⁾

Zusammen mit den getöteten möchte ich auch an die in und nach den Konflikten verstümmelten Kinder erinnern. Meine Gedanken gehen schließlich zu den während der sogenannten »ethnischen Säuberungen« systematisch verfolgten, vergewaltigten und getöteten Kindern.

3. Es gibt nicht nur Kinder, die die Gewalt der Kriege erleiden; nicht wenige unter ihnen *werden gezwungen, zu deren Hauptfiguren zu werden*. In einigen Ländern der Welt ist man an dem Punkt angekommen, Jungen und Mädchen, selbst in ganz jungen Jahren, zu zwingen, in den militärischen Verbänden der Kriegsparteien Dienst zu tun. Mit dem verlockenden Versprechen von Nahrung und Schulbildung werden sie in abgesonderte Lager verbannt, wo sie Hunger und Mißhandlung zu erleiden haben und dazu angestiftet werden, sogar Personen ihres eigenen Dorfes zu töten. Häufig werden sie als Voraustrupp zum Reinigen der Minenfelder ausgeschiedt. Offensichtlich ist ihr Leben in den Augen derer, die sich ihrer auf solche Art bedienen, nicht viel wert!

Die Zukunft dieser Kinder unter Waffen ist oft vorgezeichnet. Nach jahrelangem Militärdienst werden einige einfach normalisiert und nach Hause geschickt, und es gelingt ihnen meistens nicht, sich wieder in das zivile Leben zu inte-

grieren. Andere schämen sich, daß sie ihre Kameraden überlebt haben, und enden im Verbrechertum oder in der Drogensucht. Wer weiß, welche gespenstischen Bilder ihre Herzen und Sinne immer wieder heimsuchen werden! Wird ihr Gedächtnis jemals frei sein von so vielen Erinnerungen an Gewalt und Tod?

Lebhafte Anerkennung verdienen jene humanitären und religiösen Organisationen, die sich um die Linderung solch unmenschlicher Leiden bemühen. Und Dankbarkeit schuldet man auch den Personen guten Willens und den Familien, die die als Waisen zurückgebliebenen Kinder liebevoll aufnehmen und sich voll Aufopferung bemühen, sie von ihren Traumata zu heilen und ihre Wiedereingliederung in die ursprünglichen Gemeinschaften zu fördern.

4. Das Gedenken an Millionen getöteter Kinder, die traurigen Augen so vieler ihrer grauenvoll leidenden Altersgenossen drängen uns, *alle nur möglichen Wege zu beschreiten*, um den Frieden zu bewahren oder wiederherzustellen, indem wir die Beendigung der Konflikte und Kriege anstreben.

Im Vorfeld der im vergangenen September in Peking abgehaltenen IV. Weltfrauenkonferenz habe ich die katholischen Sozial- und Bildungseinrichtungen zu einer koordinierten und vordringlichen Strategie gegenüber den Mädchen und jungen Frauen, insbesondere den ärmsten unter ihnen, aufgefordert.³⁾ Diesen Aufruf möchte ich nun erneuern und ihn dabei in besonderer Weise auf jene katholischen Einrichtungen und Organisationen ausweiten, die sich den Minderjährigen widmen: helft den Mädchen, die auf Grund von Krieg und Gewalt gelitten haben; lehrt die Jungen, die Würde der Frau anzuerkennen und zu achten; helft den Kindern, die Zärtlichkeit der Liebe Gottes wiederzuentdecken, der Mensch geworden ist und durch seinen Tod der Welt das Geschenk seines Friedens hinterlassen hat (vgl. Joh 14, 27).

Ich werde nicht müde zu wiederholen, daß wir alle aufgerufen sind, angefangen von den höchsten internationalen Organisationen bis hin zu den Vereinigungen auf lokaler Ebene, von den Staatsober-

häuptern bis hin zum einfachen Bürger, *unseren Beitrag zum Frieden zu leisten und jegliche Unterstützung des Krieges abzulehnen*.

Die Kinder als Opfer mannigfacher Formen von Gewalt

5. Millionen von Kindern leiden unter anderen Formen von Gewalt, wie sie sowohl in den von Verelendung heimgesuchten Gesellschaften als auch in den entwickelten Ländern anzutreffen sind. Dabei handelt es sich oft um Gewalttätigkeiten, die nicht so auffallend, aber deshalb nicht weniger furchtbar sind.

Die internationale Konferenz für soziale Entwicklung, die heuer in Kopenhagen abgehalten wurde, hat den engen Zusammenhang zwischen Armut und Gewalt unterstrichen,⁴⁾ und bei dieser Gelegenheit haben sich die Staaten verpflichtet, die Geißel des Elends durch Initiativen auf nationaler Ebene ab 1996 entschiedener zu bekämpfen.⁵⁾ Dies waren auch die aus der vorangegangenen Weltkonferenz der UNO über die Kinder (New York, 1990) hervorgegangenen Leitlinien. Die Verelendung steht in Wirklichkeit am Anfang wahrhaft unmenschlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen. In einigen Ländern werden die Kinder in zartem Alter zum Arbeiten gezwungen, sie werden mißhandelt, unter Gewaltanwendung bestraft und mit einem Hungerlohn ausgestattet: da sie sich nicht Geltung verschaffen können, sind sie sehr leicht zu erpressen und auszubeuten.

Dann wiederum werden sie zu einem regelrechten Handelsobjekt⁶⁾ zum Zweck des Bettelns oder, noch schlimmer, zur Verleitung zur Prostitution, auch im Zusammenhang des sogenannten »Sex-Tourismus«, einem äußerst verwerflichen Phänomen, das die entwürdigt, die es ausüben, aber auch all jene, die es auf verschiedene Weise fördern. Außerdem gibt es Menschen, die Kinder skrupellos zu kriminellen Handlungen heranziehen, insbesondere zum Verkauf von Drogen, wobei sie unter anderem Gefahr laufen, persönlich von diesen Substanzen Gebrauch zu machen.

Es sind nicht wenige Kinder, denen schließlich als einziger Lebensraum nur die Straße bleibt: von zu Hause ausgerissen oder von der Familie verlassen oder einfach

seit jeher ohne familiäre Umgebung, leben sie von Notbehelfen, im Zustand völliger Verwahrlosung, von vielen als Abfall betrachtet, den man loswerden muß.

6. Die Gewalt gegen Kinder fehlt leider nicht einmal in den Familien, die in guten Verhältnissen und Wohlstand leben. Es handelt sich glücklicherweise nicht um häufige Vorkommnisse, dennoch ist es von Wichtigkeit, sie nicht zu ignorieren. Bisweilen geschieht es, daß die kleinen Kinder innerhalb der häuslichen Mauern und gerade durch Menschen, in die man mit gutem Recht jedes Vertrauen setzen würde, Pflichtverletzungen und Gewalttätigkeiten ausgesetzt sind mit verheerenden Auswirkungen auf ihre Entwicklung.

Viele Kinder befinden sich außerdem in einer Lage, in der sie die von den Spannungen zwischen den Eltern oder gar von dem Zerbrechen der Familien selbst herrührenden traumatischen Belastungen zu ertragen haben. Der Sorge um ihr Wohl gelingt es nicht, Lösungen Einhalt zu gebieten, die oft vom Egoismus und der Heuchelei der Erwachsenen diktiert werden. Hinter dem Anschein von Normalität und Heiterkeit, der durch den Überfluß an materiellen Gütern noch gewinnender wirkt, müssen die Kinder oft in trostloser Einsamkeit aufwachsen, ohne mit einer richtigen und liebevollen Führung sowie mit einer adäquaten Ausbildung rechnen zu können. Sich selbst überlassen, finden sie normalerweise ihren wichtigsten Bezugspunkt im Fernsehen, dessen Programme häufig Modelle eines unwirklichen oder korrupten Lebens vorstellen, auf die ihr schwaches Unterscheidungsvermögen noch nicht zu reagieren vermag.

Sollte man sich da wundern, wenn eine derart vielgestaltige und heimtückische Gewalt schließlich auch in das junge Herz der Kinder eindringt und ihre natürliche Begeisterung in Enttäuschung oder Zynismus, die spontane Gutherzigkeit in Gleichgültigkeit und Egoismus verwandelt? Wenn die Kinder trügerischen Idealen nachjagen, laufen sie Gefahr, dadurch, daß sie die Unzufriedenheit und die ihre Umgebung prägende Leere in sich aufnehmen, Verbitterung und Er-

niedrigung, Feindseligkeit und Haß zu beugen. Es ist nur allzu gut bekannt, daß die Erfahrungen der Kindheit tiefgehende und bisweilen nicht wiedergutzumachende Auswirkungen auf den gesamten weiteren Lebensgang haben.

Es ist schwer zu hoffen, die Kinder könnten eines Tages eine bessere Welt errichten, wenn es keinen engagierten Einsatz für ihre Erziehung zum Frieden gegeben hat. Sie müssen »den Frieden lernen«: das ist ihr Recht, das nicht mißachtet werden darf.

Die Kinder und die Friedenshoffnungen

7. Ich wollte die mitunter dramatischen Verhältnisse nachdrücklich herausstellen, in denen sich viele Kinder heutzutage befinden. Ich halte das für eine Pflicht: sie werden ja die Erwachsenen des dritten Jahrtausends sein. *Damit will ich jedoch weder dem Pessimismus das Wort reden noch die Faktoren ignorieren, die Ansporn zu Hoffnung sind.* Wie könnte man zum Beispiel so viele Familien in jeder Ecke dieser Welt schweigend übersehen, in denen die Kinder in einer heiteren Umgebung aufwachsen; wie könnte man die Anstrengungen verschweigen, die so viele Personen und Organisationen unternehmen, um für Kinder in schwieriger Lage eine harmonische und frohe Entwicklung sicherzustellen? Es handelt sich um Initiativen öffentlicher und privater Einrichtungen, einzelner Familien und verdienter Gemeinschaften, deren einziges Ziel es ist, Kinder, die durch irgendwelche traumatischen Erlebnisse belastet sind, in ein normales Leben zurückzuführen. Im besonderen bestehen konkrete Vorschläge für Erziehungspläne, die eine volle Erschließung und Auswertung jeder im einzelnen Menschen potentiell vorhandenen Leistungsfähigkeit anstreben, um aus den Kindern und Jugendlichen echte Baumeister des Friedens zu machen.

Auch darf das gesteigerte Bewußtsein der internationalen Gemeinschaft nicht vergessen werden, das während dieser letzten Jahre trotz Schwierigkeiten und Verzögerungen sich bemüht, die Problematik der Kinder mit Entschiedenheit und Methode anzugehen.

Die erreichten Ergebnisse bestärken darin, in dem so lobenswerten Einsatz fortzufahren. Wenn die Kinder angemessene Hilfe und Zuneigung erfahren, können sie selber zu *Vorkämpfern des Friedens*, zu Baumeistern einer brüderlichen und solidarischen Welt werden. Mit ihrem Enthusiasmus und mit ihrer lebendigen Hingabe können sie zu »Zeugen« und »Lehrern« von Hoffnung und Frieden zum Wohl der Erwachsenen selbst werden. Um diese potentiellen Leistungsfähigkeiten nicht zu vergeuden, gilt es, den Kindern mit der gebotenen Achtung vor ihrer Persönlichkeit jede günstige Gelegenheit zu ausgewogener und offener Reifung zu bieten.

Eine fröhliche Kindheit wird den Kindern gestatten, mit Zuversicht ins Leben und in die Zukunft zu blicken. Wehe dem, der in ihnen den freudigen Schwung der Hoffnung erstickt!

Die Kinder in der Schule des Friedens

8. Die Kinder lernen sehr schnell das Leben kennen. Sie beobachten die Handlungsweise der Erwachsenen und ahmen sie nach. Sie lernen schnell die Liebe und Achtung für die anderen, nehmen aber auch rasch und bereitwillig das Gift der Gewalt und des Hasses in sich auf. Die in der Familie gemachte Erfahrung beeinflußt entscheidend die Haltungen, die sie als Erwachsene annehmen werden. Wenn also die Familie der erste Ort ist, wo sie sich der Welt öffnen, *muß die Familie für sie die erste Friedensschule sein.*

Die Eltern besitzen eine besondere Möglichkeit, ihre Kinder für das Bewußtsein dieses großen Wertes zu öffnen: *das Zeugnis ihrer gegenseitigen Liebe.* Mit ihrer gegenseitigen Liebe ermöglichen sie dem Kind vom ersten Augenblick seines Lebens an, in einem Umfeld des Friedens aufzuwachsen, das von jenen positiven Faktoren durchdrungen ist, die an sich das wirkliche Familienvermögen darstellen: gegenseitige Achtung und Annahme, Zuhören, Teilen, Dankbarkeit und Vergebung. Dank der Reziprozität, die diese Werte fördern, stellen sie eine echte Erziehung zum Frieden dar und machen das Kind von seinem frühesten Alter an zum

aktiven Erbauer des Friedens.

Das Kind teilt mit den Eltern und Geschwistern dadurch die Erfahrung des Lebens und der Hoffnung, daß es sieht, wie die unausweichlichen Schwierigkeiten mit Demut und Mut angepackt werden, und unter allen Umständen in einer Atmosphäre der Wertschätzung für die anderen und der Achtung gegenüber den Meinungen lebt, die von den eigenen abweichen.

Vor allem zu Hause müssen die Kinder, noch vor jedem Wort, in der sie umgebenden Liebe die Liebe Gottes zu ihnen erfahren und lernen, daß Er Frieden und gegenseitiges Verständnis unter allen Menschen will, die aufgerufen sind, eine einzige, große Familie zu bilden.

9. Aber außer der Grunderziehung in der Familie haben die Kinder ein Recht darauf, *eine besondere Friedensbildung in der Schule* und in den anderen Erziehungseinrichtungen zu erhalten, deren Aufgabe es ist, sie schrittweise dazu anzuleiten, das Wesen und die Erfordernisse des Friedens innerhalb ihrer Welt und ihrer Kultur zu erfassen. Sie müssen unbedingt *die Geschichte des Friedens* und nicht nur jene der gewonnenen oder verlorenen Kriege lernen.

Es sollen ihnen daher Beispiele für Frieden und nicht für Gewalt geboten werden! Solche positiven Vorbilder lassen sich glücklicherweise in jeder Kultur und in jeder Geschichtsepoche finden. Es müssen angemessene Erziehungsmöglichkeiten aufgebaut werden, wobei man auf kreative Weise neue Wege suchen sollte, vor allem dort, wo die kulturelle und moralische Verelendung am drückendsten ist. Alles muß so vorbereitet werden, *daß die Kinder zu Friedensboten werden.*

Die Kinder stellen keine Last für die Gesellschaft dar, sie sind kein Mittel zum Gewinnmachen noch sind sie einfach rechtlose Personen; sie sind wertvolle Glieder der menschlichen Gesellschaft, deren Hoffnungen, Erwartungen und Möglichkeiten sie verkörpern.

Jesus, der Weg zum Frieden

10. Der Friede ist ein Geschenk Gottes; aber es hängt von den Menschen ab, es anzunehmen, um eine

friedliche Welt aufzubauen. Sie vermögen es *nur, wenn sie die Einfachheit des Herzens von Kindern haben*. Das ist einer der tiefgründigsten und paradoxesten Gesichtspunkte der christlichen Botschaft: werden wie Kinder ist, noch eher als eine moralische Forderung, eine Dimension des Inkarnationsgeheimnisses.

Der Sohn Gottes ist in der Tat nicht in Macht und Herrlichkeit gekommen, wie es am Ende der Zeiten der Fall sein wird, sondern als Kind, bedürftig und unter armseligen Bedingungen. Indem Er unsere menschliche Natur zur Gänze mit Ausnahme der Sünde (vgl. Hebr 4, 15) mit uns teilte, *hat Er auch die dem Kindesalter eigene Schwachheit und Zukunftserwartung angenommen*. Seit jenem entscheidenden Augenblick für die Geschichte der Menschheit bedeutet die Verachtung der Kinder gleichzeitig die Verachtung dessen, der die Größe einer Liebe offenbaren wollte, die, um den Menschen zu erlösen, zur Selbsterniedrigung und zum Verzicht auf jeden Ruhm bereit war.

Jesus hat sich mit den Kindern identifiziert, und als die Apostel darüber stritten, wer von ihnen der Größte sei, »nahm Jesus ein Kind, stellte es neben sich und sagte zu ihnen: Wer dieses Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat« (Lk 9, 47-48). Der Herr warnte uns mit Nachdruck vor der Gefahr, die Kinder zum Bösen zu verführen: »Wer einen von diesen

Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals im tiefen Meer versenkt würde« (Mt 18, 6).

Die Jünger forderte Jesus auf, umzukehren und zu werden wie »Kinder«, und als sie die Kleinen, die sich um ihn drängten, von ihm abzuhalten versuchten, wurde Er unwillig und sagte: »Laßt die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. Amen, das sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt, wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen« (Mk 10, 14-15). So verwarf Jesus die allgemein übliche Denkweise. *Die Erwachsenen müssen von den Kindern die Wege Gottes lernen*: von ihrer Fähigkeit zu Vertrauen und Hingabe können sie lernen, mit dem rechten Vertrauen »Abba, Vater« zu rufen!

11. Klein werden wie die Kinder – total dem Vater anvertraut, bekleidet mit der Sanftmut des Evangeliums – ist außer einem sittlichen Imperativ *ein Grund zur Hoffnung*. Auch dort, wo die Schwierigkeiten so groß wären, daß sie mutlos machten, und die Kraft des Bösen so übermächtig, daß sie zum Absturz führte, vermag der Mensch, der die Einfachheit des Kindes wiedererlangt, aufs neue Hoffnung zu schöpfen: das kann vor allem der Glaubende, der weiß, daß er auf einen Gott zählen kann, dessen Wille die Eintracht aller Menschen in der versöhnten, friedlichen Gemeinschaft seines Rei-

ches ist; das kann aber in gewisser Weise auch derjenige, der, obwohl er das Geschenk des Glaubens nicht teilt, an die Werte der Vergebung und der Solidarität glaubt und in ihnen die Möglichkeit erahnt – freilich nicht ohne das geheime Wirken des Geistes –, der Erde ein neues Antlitz zu geben.

Daher wende ich mich im Vertrauen an die Männer und Frauen guten Willens. Schließen wir uns alle zusammen, um auf jede Form von Gewalt zu reagieren und den Krieg zu besiegen! Schaffen wir die Bedingungen, damit die Kinder als Erbe von unserer Generation eine geeintere und solidarischere Welt übernehmen!

Bereiten wir den Kindern eine friedliche Zukunft!

Aus dem Vatikan, am 8. Dezember 1995.

Johannes Paul PP II

Anmerkungen

- 1 Vgl. Konvention der Vereinten Nationen vom 20. November 1989 über die Rechte der Kinder, besonders Art. 38 Genfer Konvention vom 12. August 1949 zum Schutz der Zivilpersonen in Kriegszeiten, Art. 24; Protokolle I und II vom 12. Dezember 1977, usw.
- 2 Vgl. JOHANNES PAUL 11., Enzyklika Evangelium vitae (26. März 1995), 3: AAS 87 (1995), 404.
- 3 Vgl. Botschaft an die Delegation des Hl. Stuhls bei der IV. Weltfrauenkonferenz (29. August 1995): L'Osservatore Romano, 30. August 1995, S. 1.
- 4 Vgl. Erklärung von Kopenhagen, Nr. 16.
- 5 Vgl. Aktionsprogramm, Kapitel II.
- 6 Vgl. Aktionsprogramm, Nr. 39 (e).

WEHRBEREICH III:

Feier des Weltfriedenstages in Köln am 30. Januar 1996

Gut 2.000 Angehörige der Bundeswehr, des Bundesgrenzschutzes, der belgischen, britischen, italienischen, kanadischen und amerikanischen Streitkräfte waren der Einladung des Katholischen Wehrbereichsdekans, Prälat Hermann-Josef Kusen, gefolgt, um mit Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln den traditionellen Internationalen Soldatengottesdienst im Hohen Dom zu Köln zu feiern.

AUFTRAG dokumentiert im folgenden

- die Predigt von Kardinal Meisner beim Pontifikalamt im Hohen Dom,
- die Grußadresse des zwischenzeitlich aus seinem Amt als Generalinspekteur der Bundeswehr geschiedenen

Generals Klaus Naumann beim anschließenden Empfang im Maternushaus (S. 28),

- das Grußwort des stellvertretenden Bundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant Paul Brochhagen, beim Empfang (S. 30).

Zum Festakt des GKS-Kreises Bonn, bei dem der Vorsitzende des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland, Ignaz Bubis, sprach, siehe Bericht Seite 34 f. Es schließt sich an eine kurze Darstellung des Weltfriedenstages, wie er im Wehrbereich II gefeiert wurde. Die bemerkenswerte Predigt des Hildesheimer Weihbischofs Dr. Nikolaus Schwertfeger wird ebenfalls im Wortlaut wiedergegeben.

„Was hast du, das dir nicht geschenkt wurde“

Predigt von Joachim Kardinal Meisner anlässlich des Weltfriedens-
tages vor Soldaten im Hohen Dom zu Köln am 30. Januar 1996

Liebe Brüder, liebe Schwestern!

Seit vielen Jahren feiern wir in Köln den jährlichen Weltfriedens-
tag mit einem Soldatengottes-
dienst. Manche Leute nehmen uns
das übel, daß wir das Soldatentum
mit dem Gottesdienst in Zusam-
menhang bringen. Als ob Christ-
sein und Soldat-sein Gegensätze
wären! Eine der kostbarsten Gaben
Gottes an die Menschheit ist
der Friede. Ihn zu bewahren, zu
beschützen und ihn oft genug zu
ermöglichen, ist der Auftrag unse-
rer Bundeswehr.

Darüber hinaus ist jedoch jeder
Mensch als Geschöpf und Ebenbild
Gottes – also auch der Soldat – auf
den Lobpreis Gottes, auf seine An-
betung und Danksagung hin-
geordnet. Gottesdienst ist nicht
Mittel zum Zweck, sondern hat sei-
nen Eigenwert, weil Gott von
Ewigkeit zu Ewigkeit ist. Weil er
die Güte und die Liebe in Person,
weil er Schöpfer des Himmels und
der Erde ist, kommen ihm Lob-
preis, Danksagung und Anbetung
von seinen Geschöpfen zu.

Dort, wo Gottesdienst als
Gotteslob gefeiert wird, erfüllt
auch der Mensch seinen eigentli-
chen Daseinszweck, findet er zu
seiner eigenen Würde, und damit
zu sich selbst. Das ist besonders
wichtig für Soldaten, die eine so
verantwortungsvolle und delikate
Aufgabe haben, wie dem Frieden
auf der Welt zu dienen und wenn es
sein muß, sogar mit Gewalt. Ein
Volk kann nur beruhigt sein, wenn
es weiß, daß die Waffen zur Vertei-
digung und Erhaltung des Frie-
dens in Händen sind, deren Köpfe
und Herzen um ihre Verantwor-
tung vor Gott und der Welt wissen.

1. Der christliche Gottesdienst ist zuerst Lobpreis

Der Mensch ist ein Gott Loben-
der, sagt der ehemalige Soldat Ig-
natiuss von Loyola. Entweder lobt
der Mensch Gott oder sich selbst.
Wir wissen alle, welche furchtbare
Eigenschaft das Eigenlob hat. Es
kann den Menschen schließlich so-
gar in den Größenwahn treiben,

der vielen Mitmenschen Nachteil
und Unglück bringt. Hier sei nur
an Hitler oder Stalin erinnert. Das
Gotteslob aber hebt den Menschen
über sich selbst hinaus und heilt
ihn von dieser Versuchung zum
Größenwahn. Maria z.B. besingt
diese Erfahrung im Magnifikat wo
es heißt: „Denn der Mächtige hat
Großes an mir getan, und sein
Name ist heilig“ (Lk 1,49). Das
Gotteslob schenkt dem Menschen
Selbstbewußtsein und Wertbe-
wußtsein. Man sagt, wenn ein
Mensch im Berufsleben gedemü-
tigt wird, dann Gnade seiner Fami-
lie, zu der er am Abend heimkehrt.
Nicht selten muß er hier sein ver-
letztes Selbstbewußtsein wieder-
herstellen, indem er dann seine Fa-
milie demütigt. Das Gotteslob be-
wahrt den Menschen vor einer
solch billigen Psychologie.

Schon unsere Volksweisheit
sagt es: Fürchte Gott und scheue
niemand. Wo die Gottesfurcht
nicht da ist, gewinnt die Men-
schenfurcht Raum. Dort heißt es
dann: Fürchte dich nicht vor Gott,
aber scheue dich dafür vor allen
Menschen. Der Lobpreis Gottes
hat in unserer abendländischen
Kultur nicht nur die prachtvoll-
sten Bauwerke – wie etwa den Köl-
ner Dom – und die herrlichsten
Menschenbilder, wie die Christus-
und Marienbilder in unseren Kir-
chen und Kathedralen das bezeugen,
geschaffen. Er hat vor allen
Dingen heilige Menschen gestaltet,
die zwar die Welt nicht zu einem
Land des Lächelns machen konn-
ten, aber sie auch nicht mehr nur
ein Tal der Tränen sein ließen.
Ohne Benedikt, Thomas von Aquin
und Albertus Magnus hätten wir
keine Universitäten, und ohne
Vinzenz von Paul und Basilius den
Großen gäbe es keine Kranken-
häuser, Hospize, Waisenhäuser
und dergleichen mehr.

Das Lob Gottes hat aus unserer
abendländischen Gesittung eine
Welt geschaffen die den Kölner Li-
teraten Heinrich Böll sprechen
läßt: Ich ziehe die schlechteste
christliche Welt allen anderen



1. **Der christliche Gottesdienst ist zuerst Lobpreis**
2. **Der christliche Gottesdienst ist wesentlich Anbetung**
3. **Christlicher Gottesdienst ist schließlich: Danksagung**

möglichen Welten vor, weil es in
ihr immer noch Raum gibt für die
Armen, für die Bedrängten, für die
Mühseligen und Beladenen. Einem
Gott lobenden Soldaten kann man
guten Gewissens Verantwortung
über Leben und Tod anderer über-
tragen, weil sie bei ihm gleichsam
von der Heiligkeit Gottes mit abge-
sichert sind.

2. Der christliche Gottesdienst ist wesentlich Anbetung

Die Anbetung Gottes befreit
uns aus allen Zwecken und Zwän-
gen und macht frei für souveränes
Handeln in dieser Welt. Der fran-
zösische Philosoph Descartes defi-
niert den Menschen ganz von sei-
nem Denken her, indem er sagt:
„Cogito ergo sum“ – „Ich denke,
also bin ich“. Das stimmt ganz si-
cher so nicht! Denn der Mensch ist
mehr als Denken oder Gedanke.
Wir werden jedoch in Anlehnung
an dieses Wort Descartes sagen
dürfen „Oro ergo sum“, d.h. „Ich
bete, also bin ich“.

Das Denken nimmt nur den Ver-
stand des Menschen in Beschlag,
das Beten aber umfaßt ihn buch-
stäblich vom Kopf bis zu den Füßen.
Im Beten ordnet der Mensch seine
Gedanken, beugt er seine Knie vor
der Größe Gottes und erhebt er sein
Herz zu Gott. Der Mensch ist nir-
gendwo größer als dort, wo er vor
Gott niederkniet. Im Gebet gerät er
in die Nähe Gottes und damit auf
Distanz zu sich selbst und zu seiner
Umwelt. Er bekommt die Möglich-
keit sich selbst und seine Mitwelt
mit anderen Augen, mit den Augen
Gottes zu sehen.

So erhält der Mensch die rechte Einschätzung in die Realitäten, die richtige Würdigung seiner eigenen Möglichkeiten und den Mut, das Positive zu tun, sei es gelegen oder ungelegen. In der soldatischen Sprache nennt man das Tapferkeit. Sie ist nicht die Tugend des Tollkühnen, sondern die Handlungsweise des Mutigen, der sich nicht scheut, sich dort zu bücken, wo andere sich aufblähen. Wem käme es in den Sinn, Soldaten, die auch Beter sind, dann noch als Mörder zu diskriminieren. Nein, in betenden Händen ist die Waffe vor Mißbrauch sicher.

3. Christlicher Gottesdienst ist schließlich: Danksagung

Der Urakt des Christentums heißt Eucharistie: danken. Denn niemand hat sich selbst verursacht. Ein jeder muß auf die Frage nach seinem „Woher“ auf einen anderen zeigen, letztlich aber auf Gott. Wir verdanken uns immer einem anderen. Das Wort, das dir weiterhilft, kannst du dir nicht selbst sagen, es muß dir gesagt werden. Von hier aus gesehen, ist der Mensch vom Geschenkcharakter geprägt. Das zu akzeptieren, erhält ihn seelisch gesund. Der Apostel Paulus sagt: „Was hast du, das dir nicht geschenkt wurde. Alles ist Gnade.“ Wir sind oft erzogen worden, uns nichts schenken zu

lassen, uns alles selbst zu verdienen. Im Grunde ist dies unmenschlich. Was hier gemeint ist, zeigt sich auch dort, wo sich Menschen ihre Liebe schenken. Liebe ist nicht käuflich, man kann sie eben immer nur gegenseitig schenken. Das aber treibt den so Beschenkten in die Danksagung. Die Kirche feiert deshalb auch täglich die Eucharistie, d.h. übersetzt: Danksagung.

Ein Christ ist für diesen Geschenkcharakter seines Daseins sehr sensibel und damit auch für alles Positive in Welt und Gesellschaft. In unserer Umwelt ist es gegenwärtig genau anders herum. Zuerst kommt immer die Unzufriedenheit, die Anklage, die Forderung, und erst dann kommt vielleicht auch einmal die Danksagung. Der Apostel Paulus dagegen beginnt alle seine Briefe, auch die, in denen es um sehr ernste Dinge geht, immer mit einer Danksagung. Wenn wir das doch nur praktizieren könnten: zunächst immer das Positive zu sehen, dafür zu danken und erst dann auch das Negative zur Sprache zu bringen. Ein Zebra ist nicht ein schwarzes Tier, das durch ein paar weiße Streifen aufgelockert ist. Es ist ein weißes Tier, das durch einige schwarze Streifen markiert ist. Sie kennen alle die Beurteilung im Hinblick auf ein halbleeres Glas, das ja immer auch noch halbvoll ist. Dankende Menschen sind posi-

tive Menschen. Eigentlich kann man sich Soldaten gar nicht anders denken als Zeitgenossen mit einer solchen positiven Lebenseinstellung. Dann sind sie den Herausforderungen ihres Berufes gewachsen, und zwar von ihrer Lebenssubstanz her und nicht nur von eingeübten Verhaltensregeln. Deshalb gehört zu ihnen – wie zu allen verantwortungsbewußten Menschen – die Danksagung Gottes als Antwort ihres Daseins. Alles ist Gnade!

Ich erinnere mich noch an die Kriegszeit, als wir schon am Tage im Luftschutzkeller sitzen mußten. Auf der Straße marschierte gerade eine Kompanie Soldaten vorbei. Man sah vom Kellerfenster aus nur die marschierenden Füße auf der Straße, ohne Köpfe und Hände, nur Marschierer, nur Geschobene und Befohlene. Wo aber Soldaten gemeinsam in den Gottesdienst gehen, um Gott zu loben, ihn anzubeten und Dank zu sagen, dort geraten sie außer Gefahr, Marschierer zu werden, ohne zu denken und ohne zu verantworten. Gottesdienst dürfte für einen Soldaten wie für alle Leute nicht nur ein Jahresereignis sein, sondern regelmäßige Normalität und Selbstverständlichkeit für sein Leben. Solche Soldaten sind einem Volk und der Welt zum Segen. Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln

Der Erzbischof von Köln, Joachim Kardinal Meisner, im Gespräch mit jungen Luftwaffensoldaten – darunter eine Oberstabsärztin – beim Empfang im Maternushaus aus Anlaß des Internationalen Soldatengottesdienstes zum Weltfriedenstag am 30. Januar 1996. (Foto: KMBA)



Grußadresse des Generalinspektors, General Klaus Naumann, beim Empfang aus Anlaß der Feier des Weltfriedenstages in Köln

Eminenz, sehr geehrter Herr Kardinal!

Im Namen der Soldaten bedanke ich mich herzlich für die erneute Einladung zum Internationalen Soldatengottesdienst, zum 7. Mal, in dem Hohen Dom zu Köln und zum nun schon traditionellen Empfang hier im Maternushaus. Gleichzeitig möchte ich mich bedanken für Ihre Predigt, Eminenz, mit der Sie so eindeutig den Bezug zwischen Soldat-sein und Christ-sein herstellten.

Mein Dank gilt auch dem Militärdekan im Wehrbereich III, Prälat Kusen für sein unermüdliches Engagement und sein großes Herz für die Soldaten. Durch die Militärseelsorge ist die katholische Kirche den Soldaten nahe und auch die – ich nenne sie einmal so – „zivile Kirche“ bekundet eindrucksvoll ihre Solidarität mit der Bundeswehr, so wie heute mit diesem Gottesdienst. Das tut gut! Vielen Kameraden in Heer, Luftwaffe und Marine, die an diesem Ereignis nicht teilnehmen können wünschte ich, daß Sie hierzu einmal Gelegenheit bekämen – denn es ist ein Erlebnis von großer, einigender Kraft, gemeinsam für den Frieden zu beten.

Ich sage das auch, um so manchen Militärpfarrer in der Bundeswehr zu ermutigen, nicht darin nachzulassen, immer wieder auf die Soldaten mit dem wertvollsten Angebot zuzugehen, das er besitzt: dem Gottesdienst. Ich weiß, daß er nicht mit einer frommen Herde rechnen kann, ja daß er schon froh sein muß, wenn zumindest einige Soldaten überhaupt seinem Gottesdienstangebot folgen. Sicher ist für mich jedoch eines: Es mag religiös desinteressierte, der Kirche entfremdete, in ihrem religiösen Leben nachlässig gewordene Soldaten in Fülle geben – aber ich habe in meiner langen Dienstzeit kaum je einen Kameraden getroffen, der wirklich mit seinem Christsein gebrochen hatte. Ich bin vielmehr immer wieder Suchenden begegnet, die, von Elternhaus, heimatlichem Freundeskreis oder Clique getrennt, orientierungslos durch das neue Soldatenleben trieben und von

zögerlich bis begierig alles annahmen, was ihnen nur im entferntesten Sinn und Halt gab.

Ich möchte die Gelegenheit in diesem Kreis nutzen, um auf einige mir überaus wichtig erscheinende, zum Teil neue Aspekte der Seelsorge für Soldaten einzugehen.

Vor dem Hintergrund des neuen Auftrages der Bundeswehr, ganz konkret seit dem 12. Juli 1994, ist die Wahrscheinlichkeit, daß auch deutsche Soldaten sehr schnell in lebensbedrohliche Situationen geraten können, gestiegen – und dies, während zuhause tiefster Friede herrscht. Zur Stunde sind etwa 3.000 deutsche Soldaten im Dienst der VN im Einsatz in Kroatien, über Bosnien, in der Adria in Italien, in Georgien und Irak; in wenigen Wochen werden es rund 4.000 sein.

In dieser neuen Lage wird überdeutlich, was immer schon galt, aber nur allzu leichtfertig verdrängt wurde:

Der Soldat muß bereit sein, nicht nur sein eigenes Leben einzusetzen; er trägt als militärischer Führer auch Verantwortung für Leben und häufig genug Sterben ihm unterstellter Soldaten. Den Frieden zu lieben und auf den Einsatz vorbereitet zu sein ist für ihn kein Widerspruch. Die letzte Konsequenz des Krieges, die Anwendung seiner Waffen gegen Menschen, fordert ihn in seinem Gewissen bis auf den letzten Grund. Dies sind existentielle Fragen, an denen er sich nicht vorbeimogeln kann. Das sind Konflikte, die er lösen oder doch wenigstens aushalten muß, ganz gleich ob er Wehrpflichtiger oder Berufssoldat, Führer oder Geführter ist. Derartige Situationen – und das ist meine persönliche Meinung – kann der Soldat nur bestehen, wenn er sich im Glauben gehalten, zumindest jedoch an eindeutige Werte gebunden weiß und wenn er in dieser Bindung Unterstützung erfährt. Unser Beruf bedarf wie kein anderer der ethischen Fundierung. Nur wenige Berufe fordern so sehr den ganzen Menschen, konfrontieren ihn so sehr mit den Grenzsituatio-

nen des menschlichen Lebens, haben eine solch ethische Dimensionen wie der des Soldaten.

Unter dem neuen Auftrag, den Sie alle kennen, stehen die Soldaten der Bundeswehr unverändert für eine im sittlichen Sinn gute Sache, für den Schutz der Menschen vor Gewalt, für den Frieden in Freiheit der Bürger unseres Landes und der Bürger unserer Verbündeten. Sie sind fähig zu kämpfen und bereit zu helfen für die Aufgabe der Landes- und Bündnisverteidigung ebenso wie für die Konfliktverhinderung und Krisenbewältigung. Soldaten von heute tragen damit zu einem Mehr an Sicherheit in der Welt bei. Ihr Auftrag ist damit differenzierter, aber keineswegs leichter geworden.

Aus diesen Überlegungen entsteht ein neues Selbstverständnis des Soldaten: Er bleibt zwar Kämpfer, aber er zielt nicht auf Vernichtung des Gegners. Er schützt auch weiterhin, aber nicht nur das eigene Volk und Land. Vor allem aber: Er hilft wo immer er kann, denn das Ziel seines Einsatzes heißt Frieden. So geht die Bundeswehr in ihr fünftes Jahrzehnt mit einem Bild des Soldaten, das Kontinuität in der Rolle des Kämpfers ausweist und doch selbst da Wandel, weil Kampf der Beendigung von Krisen und Konflikten nicht durch Zerstörung und Vernichtung des Gegners, sondern der Rückkehr zum friedlichen Miteinander durch eng begrenzte dosierte Waffenanwendung dient.

Zugleich aber gilt es die neue Rolle zu durchdringen, die Gustav Däniker als „miles protector“, als den schützenden Soldaten bezeichnet hat. Diesem Ziel dienen wir am besten, wenn wir verteidigungsbereit sind. Unser Selbstverständnis richtet sich auch im Frieden auf die Grenzsituation des Einsatzes aus, nun um so dringlicher, da unser Auftrag Einsätze von Teilen der Bundeswehr zu friedenserhaltenen oder schaffenden Maßnahmen – aus einer im Frieden weiterlebenden Gesellschaft heraus – einschließt.

Es werden Einsätze dabei sein, in denen der Soldat den Seelsorger am Ort des Einsatzes braucht, um mit Grenzsituationen fertig zu werden, die überall dort entstehen, wo Gewalt auftragsgemäß ausgeübt, verhindert oder vom Gegner erduldet werden muß. Mit Grenzsituationen meine ich jene, die das Äußerste vom Soldaten abfordern, vor allem dann, wenn er glaubt, die Ausführung des Auftrags zwingt ihn zum Verstoß gegen die eigene ethische Überzeugung. Der Militärgeistliche ist hier das, was er immer war: Ansprechpartner für jeden Soldaten außerhalb der militärischen Hierarchie.

In dieser Hierarchie gewinnt nur der Vorgesetzte Autorität, der Vorbild ist, Leistung erbringt und Fürsorge praktiziert. Die Soldaten müssen spüren: der will nicht nur Erfolg, sondern der bringt mich auch heil wieder hier heraus. Vorgesetzte müssen ihre Soldaten überzeugen können und Tag für Tag beweisen, daß sie von ihnen nichts verlangen, was sie nicht selbst zu leisten bereit sind. Sie müssen durch Zuwendung und menschliche Wärme deutlich machen, daß sie nicht nur den Auftrag im Kopf haben. In diesem Spektrum ist die Unterstützung durch den Seelsorger von großer Bedeutung.

Die Grenzsituationen des Einsatzes und die mit ihnen verbundenen persönlichen Konflikte können von Soldaten nur ertragen werden, wenn sie über klare ethische Grundlagen verfügen. Die Verpflichtung zur Wahrung der Menschenrechte die Achtung des daraus abgeleiteten Rechtes und der aus dem christlichen Glauben resultierende Schutz des Lebens geben klare Richtschnur für das Handeln des Soldaten in der Ausnahmesituation des Einsatzes über dessen gesamtes Spektrum, bis hin zum Äußersten, dem Krieg.

Dies zu vermitteln, ist Teil unserer Erziehungsaufgabe gegenüber unseren jungen Soldaten, bei deren Erfüllung wir auf die Unter-

stützung des Militärseelsorgers angewiesen sind. Wichtig ist dabei, über diese Maximen nicht nur zu reden, sondern sie im täglichen Dienst und am Einsatzort erlebbar zu machen. Hier wird künftig der Militärgeistliche mehr denn je zuvor gefragt sein, mit den Soldaten in den Einsatz zu gehen. Nach meiner Überzeugung hat die katholische Kirche mit ihrem selbstverständlichen Festhalten an der bewährten Form des Militärseelsorgevertrag ein klares Votum für uns Soldaten abgegeben.

Ich möchte an dieser Stelle der katholischen Kirche auch für ihre vielfältig geäußerten, klaren Positionen im Zusammenhang mit dem "Mörderurteil" danken. Ein Staat, der es duldet, daß seine Soldaten „Mörder“ genannt werden können, sät an dem Ast, auf dem die Wehrpflicht sitzt.

Lassen Sie mich bei dieser, meiner letzten Teilnahme am Soldatengottesdienst zusammenfassend betonen: Die letzten Jahre haben den Soldaten der Bundeswehr deutlich gemacht, wie wichtig es ist, sich mit allen Konsequenzen soldatischen Einsatzes geistig auseinanderzusetzen.

Wir stehen auf festen ethischen Grundlagen und sie sind mit unserem Menschenbild und dem Leit-

bild des Staatsbürgers in Uniform verbunden. Der Soldat kann nicht vom Staatsbürger getrennt werden, denn er handelt als Bürger für seine Mitbürger. Umgekehrt muß der Soldat deshalb fordern, daß die Gesellschaft ihn in seiner Rolle achtet und hinter ihm und seiner Familie steht. Das Bild des Soldaten ist das des Kämpfers, der hilft, schützt und rettet, der als Bürger Pflichten auf sich nimmt, um seinen Mitbürgern und seinem Vaterland Frieden und Freiheit zu erhalten und dem als Menschen die Achtung des Mitmenschen und die Wahrung der Menschenrechte Maxime seines Handelns wird. Dieses Bild ist zutiefst abendländisch-christlich. Soldaten, die diesem Bild entsprechen steht es gut an, so wie heute, zusammenzukommen und für den Frieden zu beten.

Kardinal Meißner hat uns heute noch einmal erinnert: Fürchte Gott und scheue niemand. Ein guter Rat, im Einsatz wie im Frieden, ein Rat, der uns erinnert, daß sich selbst treu zu bleiben mehr wert ist, als wohl gelitten zu sein. Ich danke Ihnen im Namen aller Soldaten die mit Ihnen in der Bitte einig sind, daß alle unsere Kameraden aus dem Einsatz gesund zurückkommen und die Einsätze zum Frieden führen mögen.



Es müssen ja nicht immer ernste Themen sein, die erörtert werden.
Kardinal Meißner im Gespräch mit General Klaus Naumann und Militärdekan P. Josef Kolhaas SSCC (Arnsteiner Patres), Standortpfarrer von Köln-Wahn. (Foto: KMBA)

Grußwort des stellvertretenden Bundesvorsitzenden der GKS, Oberstleutnant Paul Brochhagen, beim Empfang aus Anlaß der Feier des Weltfriedenstages in Köln

**Eminenz,
Herr General,
sehr verehrte Damen und Herren,
Kameradinnen und Kameraden!**

Für die Gemeinschaft Katholischer Soldaten darf ich Ihnen Dank sagen, Eminenz, für die Stärkung der uniformierten Schwestern und Brüder durch die Feier der Heiligen Eucharistie, durch Ihren bischöflichen Segen und Ihr Wort.

Wir katholischen Soldaten fühlen uns angenommen von unserer Kirche als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker; hier und heute wird das ja in der Kölner Ortskirche ganz besonders spürbar.

Dienst bedeutet Einsatz für die Interessen des anderen, vorbehaltlos. In dieser Gesinnung können wir für Gerechtigkeit und Frieden auch in Auslandseinsätze gehen. Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten versteht sich als kritisches Gewissen der Staatsbürger in Uniform, das sich deutlich meldet, wenn bei Entscheidungen über die Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen, "berechtigte deutsche Interessen" statt Dienst für Sicherheit, Freiheit und Frieden Kriterien werden sollten – aber dafür gibt es ja gottlob keine Anzeichen.

Wir schließen uns von ganzem Herzen dem Anliegen des Papstes zum Weltfriedenstag 1996 an, weil

wir nur zu gut wissen, daß wir zwar Machtmittel in der Hand haben, aber oft genug macht- und hilflos dem Elend und der Gewalt gegenüberstehen. Das schmerzt ganz besonders, wenn Kinder die Leidtragenden sind. Der Gemeinschaft Katholischer Soldaten ist es deswegen ein dringendes Anliegen, schon bei der Vorbereitung von Einsätzen sicherzustellen, daß zum Beispiel Blauhelm – Soldaten nicht tatenlos Gewalt und Unrecht geschehen lassen müßten, weil die Verhaltensmaßregeln für den Einsatz ein Eingreifen nicht zulassen. Dafür bitten wir um Unterstützung durch Ihr Gebet und, soweit es in Ihrer Macht steht, durch Wort und Tat.

Festakt zum Weltfriedenstag 1996 in Bonn

„Frieden ist, wie wir immer wieder schmerzlich erfahren müssen, keine Selbstverständlichkeit; Frieden muß ständig neu begründet und erarbeitet werden.“

Mit diesen Worten eröffnete der Vorsitzende des GKS-Kreises Bonn, Oberst i.G. Bernd Englert, nach einer Begrüßung der Gäste den Festakt zum Weltfriedenstag am 16. Januar 1996 im Collegium Josephinum. Für die Gemeinschaft Katholischer Soldaten sei es eine innere Verpflichtung, den jährlichen Aufruf des Hl. Vaters zum Welttag des Friedens aufzugreifen und umzusetzen, begriffen wir doch den soldatischen Auftrag, Leben, Sicherheit sowie Frieden und Freiheit zu schützen, in tiefstem Sinne als Dienst am Frieden.

„Zwar leben wir seit nunmehr 50 Jahren im Frieden, aber Krieg und Vertreibung, Leiden sowie Not suchen in immer häufigerer Folge andere Völker und Regionen heim – selbst mitten in Europa und vor unserer eigenen Haustür – unterschiedslos Frauen und Männer, aber auch Millionen Kinder treffend, betonte Englert. Insofern sei es naheliegend gewesen als Thema

für den Festvortrag „Fünfzig Jahre Frieden in Deutschland in einer unfriedlichen Welt – Geben wir den Kindern eine Zukunft in Frieden“ zu wählen. Als Festredner dafür hatte der GKS-Kreis Bonn den Vorsitzenden des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland, Ignaz Bubis, gewinnen können.

Bubis ist Deutscher jüdischen Glaubens – was er beim Besuch des israelischen Staatspräsidenten Ezer Weizman in Deutschland manifestiert hat – und wurde 1927 in Breslau geboren. 1935 mußte er unfreiwillig nach Polen auswandern und war von 1940 bis 1945 im Warschauer Ghetto sowie in nationalsozialistischen Zwangsarbeitslagern in Polen. Von dort kehrte er nach Breslau zurück, um anschließend von 1945 bis 1949 im Westen Berlins sowie danach bis 1956 in Stuttgart und Pforzheim beim Wiederaufbau Deutschlands zu helfen. Seit 1956 ist er als Unternehmer in Frankfurt tätig. Das FDP-Mitglied übt auch zahlreiche ehrenamtliche Tätigkeiten in jüdischen Gemeinden und Organisationen, beim Hessischen Rundfunk



Ignaz Bubis, Vorsitzende des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland, beim Vortrag während des Festaktes der GKS Bonn zum Weltfriedenstag 1996. (Foto: bt)

sowie in gemeinnützigen und wissenschaftlichen Stiftungen aus.

Bubis nahm zunächst zum Besuch des israelischen Staatspräsidenten in Deutschland Stellung. Dabei würdigte er zwei Ereignisse. Zum einen, daß Weizman fünfzig Jahre nach dem Ende des Holocaust im Deutschen Bundestag in Hebräisch seine Rede halten konnte. Und zum anderen, daß er am Tag zuvor die Widerstandsgedenkstätte in Plötzensee besuchte und dort mit Angehörigen von hingerichteten Widerstandskämpfern sprach. Frau Weizman habe in diesem Zusammenhang gegenüber den Angehörigen geäußert, daß solche Beispiele des Widerstands ihr den Glauben an die Menschlichkeit wiedergäben.

Bubis bedauerte es, daß die Medien dem Weltfriedenstag kaum noch Beachtung schenkten. „Wir in Deutschland haben tatsächlich fünfzig Jahre Frieden gehabt, wenn auch in einem geteilten Deutschland mit unterschiedlichen politischen Verhältnissen – so war der Frieden doch vorhanden“, meinte der jüdische Zentralratsvorsitzende. „Aber wer hat sich vor zehn oder sechs Jahren vorstellen können, daß es ohne einen Schuß die deutsche Einheit geben könnte?“ fragte Bubis. So verlief die Entwicklung in Deutschland positiv. Aber obwohl auch das kommunistische Machtsystem fast ohne einen Schuß zusammenbrach und wir danach auf eine friedlichere Welt hofften, haben sich außerhalb Deutschlands etliche Kriege aus ethnischen oder religiösen Gründen entwickelt. Wie das Beispiel des ehemaligen Jugoslawiens zeigt, wurde unter Druck vierzig Jahre lang mehr oder weniger friedlich zusammengelebt, bis sich nach Wegfall dieses Drucks die eingefleischte Feindschaft unter den Bewohnern in Krieg entlud. Aufgrund der ca. 45 Mio Toten am Ende des Zweiten Weltkriegs muß man bei dieser Entwicklung an den Menschen zweifeln – als wenn die Menschheit nicht lernen könnte.

Betrachte man die verschiedenen Brennpunkte in Afrika, so ist das Geschehen dort furchtbar. Aber daß Europa vor seiner eigenen Haustür zusah, was da im ehemaligen Jugoslawien vor sich ging, sei niederschmetternd. Es wurden nur leere Drohungen ausgespro-

chen und die Europäer wurden dafür ausgelacht. Und was die Vorbehalte Deutschlands gegenüber einem Einsatz auf dem Balkan angeht, so komme ihm das vor, wie wenn ein Mann, der für eine Vergewaltigung bestraft worden war, später, wenn er Zeuge einer Vergewaltigung wird, nicht gegen den Vergewaltiger einschreitet. Wenn Deutschland einen Sitz im Weltsicherheitsrat einnehmen will, dann müsse es auch die Verantwortung übernehmen und für gefaßte Beschlüsse Soldaten bereitstellen.

Als sehr bedenklich bezeichnete es Bubis, daß Terroristen und Fundamentalisten sich bei ihrem Tun auf Gott beriefen, und damit sogar den Einsatz von Kindern an der Front begründeten und gleichzeitig echt religiöse Menschen, die dies Handel zutiefst mißbilligten, im Rahmen der Verallgemeinerung mit Terroristen oder Fundamentalisten sprachlich in einen Topf gesteckt würden, z.B. „die Moslems“, „die Juden“, die Christen“.

Weiterhin machte der deutsche Judenvertreter auf den Unterschied zwischen Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit aufmerksam. In diesem Zusammenhang zeigte er sich überzeugt davon, daß, wenn es 1933 bereits die europäische Einigung gegeben hätte,

der Zweite Weltkrieg nicht ausgebrochen wäre. Seiner Ansicht nach ist Deutschland immer schon eine multikulturelle Gesellschaft gewesen, wenn man sich die verschiedenen deutschen Stämme ansieht. Der Vorsitzende des Direktoriums des Zentralrates der Juden in Deutschland schloß mit der Feststellung, daß nicht Toleranz, sondern die Akzeptanz des anderen zu weniger Krieg führe.

Militärdekan Johannes Helle, Standortpfarrer von Bonn, bedankte sich bei dem Festredner und erklärte u.a. „Seit Gott sich zu erkennen gab in jenem Kind im Stalle, ist der Appell ‘Gebt unseren Kindern eine Zukunft in Frieden’ nicht mehr nur Forderung an uns, nicht eine Einbahnstraße des Gebens, sondern enthält den Segen, den jedes Schenken birgt, daß der Schenkende sich erfährt als der Beschenkte. So trägt die Aufforderung unseres Papstes die Verheißung in sich, daß wir im Bemühen, den Frieden an unsere Kinder weiterzugeben selbst zu Empfängern des Friedens werden, ja daß solches Bemühen zur Straße wird, auf der der Friede Gottes zu uns kommt.“

Musikalisch umrahmt wurde der Festakt vom Streichorchester des Stabsmusikkorps der Bundeswehr. (bt)

WEHRBEREICH II

Weltfriedenstag 1996 in Hildesheim

Lothar Fischer

Etwa 700 Soldaten der Bundeswehr aus Hildesheim und Umgebung und Angehörige von Bundesgrenzschutz, Polizei und ausländischen Streitkräften einschließlich ihrer hochrangigen regionalen Repräsentanten, Vertretern der Öffentlichkeit und der Domgemeinde konnte der Katholische Wehrbereichsdekan II, Militärdekan Miebach, am 1. Februar um 09.30 Uhr im Dom zu Hildesheim begrüßen. Sie hatten sich dort eingefunden, um anläßlich des Weltfriedenstag einen Gottesdienst zu feiern, der an diesem Ort schon eine Tradition hat. Als Vertreter des verhinderten Bischofs von Hildesheim zelebrierte Weihbischof Dr.

Schwertfeger die Hl. Messe und hielt eine allgemein beachtete Predigt, die nachfolgend abgedruckt ist. Die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes erfolgte durch eine Song- und eine Bläsergruppe aus den katholischen Gemeinden Hildesheims.

Im Anschluß an den Gottesdienst wurden Führungen durch den Dom, die mittelalterliche Kirche St. Michael und die Altstadt sowie eine Podiumsdiskussion mit Weihbischof Koitz und Domkapitular Osthaus und je eine Gesprächsrunde mit Weihbischof Dr. Schwertfeger bzw. Soldaten/Schülern in Räumlichkeiten des Generalvikariats angeboten.

Mit Begleitung der schon im Dom musizierenden Gruppen bestand hier dann noch die Möglichkeit, sich mit Erbsensuppe und Erfrischungstränken zu stärken.

Der GKS-Infostand litt etwas unter der großen Besucherdichte, wenngleich sich zahlreiche Interessenten mit den ausgelegten Publikationen versorgten.

Predigt von Weihbischof Dr. Nikolaus Schwertfeger

Sehr verehrte Gäste, liebe Soldaten, liebe Schwestern und Brüder!

Am Anfang der Neuzeit, im Jahre 1625, schrieb der holländische Rechtsgelehrte Hugo Grotius ein Völkerrecht. Es sollte Geltung haben – so war es die Absicht dieses Gelehrten „etsi Deus non daretur“, auch wenn es Gott nicht gäbe. Grotius selbst war gläubiger Christ, er leugnete Gott nicht, aber er meinte, im praktischen Alltag müsse man ohne Gott auskommen können.

Gut 250 Jahre später, also im letzten Jahrhundert, verkündete der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche den Tod Gottes. Sein berühmt gewordenes, hellsichtiges Wort heißt: „Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. ‘Wohin ist Gott?’ rief er, ‘ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder. ... Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet.’“

Was Hugo Grotius zu methodischen Programm erklärte und was Friedrich Nietzsche als prophetisches Wort verkündete, das ist heute offenbar eingetreten. Gott spielt in unserem Alltag, in unserem Beruf in Wirtschaft und Politik gewöhnlich keine Rolle mehr. Es ist weithin so, als ob das Wort „Gott“ aus unserem Sprachschatz gestrichen wäre.

Man kann die Wirklichkeit Gottes freilich nicht streichen und erwarten, daß alles andere beim alten bleibt. In unserer Zeit hat der französische Philosoph der Postmoderne, Michel Foucault, den Finger auf die Konsequenz gelegt: „Es kann durchaus sein, daß Ihr Gott unter dem Gewicht all dessen, was Ihr gesagt habt, getötet habt. Denkt aber nicht, daß Ihr aus alldem, was Ihr sagt, einen Menschen macht, der länger lebt als er.“

Vor ein paar Monaten war ich noch Pfarrer in einer Pfarrgemeinde in Goslar. An einem Tag wollte

ich einen Kranken aus unserer Gemeinde im Krankenhaus besuchen. Ich wußte die Station, aber nicht sein Zimmer. So suchte ich zuerst nach jemand, der mir weiterhelfen konnte. Ich fand die Schwestern und den Pfleger im Stationszimmer. Sie machten gerade eine kleine Pause. Der Pfleger kannte mich und lud mich ein, mich zu ihnen zu setzen. Aber bevor ich mich setzte fragte er in die Runde: „Wißt Ihr überhaupt, wer das ist?“ Die anderen schüttelten den Kopf. „Das ist unser Pfarrer.“ Darauf sagte eine Schwester spontan zu mir: „Ich bin nichts.“

Ein merkwürdiges Wort. Anscheinend wollte sie mir, dem Pfarrer gleich von Anfang an deutlich machen: „Ich bin nicht mehr in der Kirche. Ich bin ausgetreten.“ Aber das sagte sie nicht. Sie sagte vielmehr: „Ich bin nichts.“

Ich will auf diese Frau keine Steine werfen. Ich sitze ja selbst im Glashaus. Ich lebe oft genug so, als wenn es Gott nicht gäbe. Aber vielleicht liegt in der Antwort dieser Schwester eine unbewußte Ahnung, daß es einen tieferen Zusammenhang gibt zwischen der Wirklichkeit Gottes und der Würde des Menschen.

Ohne Gott sind wir Menschen nur noch eine Sache, die solange etwas wert ist, wie sie funktioniert, wie sie nützlich ist, wie sie einen Zweck erfüllt. Ohne Gott sind wir nur so viel, wie wir leisten können, wie wir selber machen können, wie wir selbst etwas zu bieten haben. Aber was bleibt dann, wenn wir nichts mehr zu bieten haben? Wenn wir nicht mehr jung und attraktiv sind? Wenn wir versagen? Wenn wir krank werden? Wenn wir nicht mehr ins System passen? Wo Gott ausstrahlt, wird auch der Mensch ausstrahlt. Das ist die unheimliche Konsequenz.

Wir konnten das in den letzten Jahren mitverfolgen in dem schrecklichen Krieg, der nur ein

paar Flugstunden von hier wütet. Da, wo nicht Gott, nur nationale und ethnische und machtpolitische Interessen maßgebend waren, da wurden auch Frauen vergewaltigt, Geiseln genommen, Dörfer mit unschuldigen Kindern niedergebrannt. Die Würde des Menschen hängt an der Wirklichkeit Gottes. Und diese Würde bleibt nur unangetastet, wo Gott die Ehre gegeben wird.

Ich muß an dieser Stelle allerdings eines einfügen: Viele Menschen unserer Zeit meinen, nicht mehr an Gott glauben zu können; sie wagen es nicht, Gott anzusprechen; sie verstehen ihre religiöse Abstinenz als eine Weise, ehrlich zu sein. Aber sie versuchen dennoch, nach ihrem Gewissen zu handeln; sich der Verantwortung zu stellen; die Leidensgeschichte der anderen wahrzunehmen; für den Frieden in dieser Welt einzutreten.

Von diesen Menschen glaube ich, daß sie in ihrer Haltung und in ihrem Tun verborgen Gott anerkennen. Solche Menschen werden diese meine christliche Sicht nicht teilen. Aber sie können darin doch den tiefen Respekt sehen, den wir Christen vor ihnen haben. Gott sei Dank gibt es auch in unserer Gesellschaft, in der die Christen anscheinend zu einer Minderheit werden, vermutlich mehr solcher „anonymer Christen“, als wir vielleicht ahnen.

Dies vorausgesetzt, muß man sich über die Konsequenzen im klaren sein, die die Tötung Gottes mit sich bringt: Ohne Gott geht auch der Mensch zugrunde.

Heinrich Böll, der Literatur-nobelpreisträger und kritische Katholik, hat einmal gesagt: „Ich überlasse es jedem einzelnen, sich den Alptraum einer Welt vorzustellen, in der Gottlosigkeit konsequent praktiziert würde: den Menschen in die Hände des Menschen fallen zu lassen. ... Selbst die aller-schlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen...“

Darin sehe ich die Aufgabe von Soldaten einer Armee, die sich der Würde des Menschen verpflichtet weiß: Raum zu geben, ihn zu verteidigen oder ihn wiederherzustellen, Raum für die Wehrlosen, für die Vergewaltigten, für die Unterdrückten, für die Opfer sogenannter ethnischer Säuberungen. Wer solchen Raum schaffen und erhalten will, der wird in unserer Welt, so wie sie tatsächlich ist, fast unweigerlich auch in Konflikte geraten. Denn diese Welt ist durchzogen von Güte und von Bosheit, vom Geist des Friedens, aber auch vom

Geist des Hasses. Es gibt in unserer Welt nicht die säuberliche Scheidung von Gut und Böse. Gerade darum stellt sich um so dringlicher die Frage nach dem Menschen und nach Gott.

Für mich ist die Antwort darauf zusammengefaßt in einem wunderbaren Wort, das um das Jahr 200 Irenäus von Lyon gesagt hat: „Der lebendige Mensch ist die Herrlichkeit Gottes.“ In diesem Wort spricht sich die tiefe Grundüberzeugung des Christentums aus: Gott und der Mensch gehören zusammen. Gottes Herzensan-

liegen ist es, daß wir lebendige Menschen sind. Darum geben wir dort, wo wir für das Leben und die Würde des Menschen eintreten, Gott selbst die Ehre. Und umgekehrt: Gerade dort, wo wir Gott die Ehre geben, wo wir uns in Verantwortung vor dem „ganz anderen“ (Max Horkheimer) beugen, wo wir fast wie in einem Experiment – den Versuch machen, auch in unserem Alltag gewissermaßen so zu leben, „etsi Deus daretur“ – so als ob es Gott nicht gäbe, da und nur da bleibt auch auf Dauer der Mensch mit seiner Würde lebendig.

Die Welt kann ohne Respekt vor dem Leben nicht existieren

Papst würdigt Friedensbemühungen in Ansprache an das Dipolomatische Corps

Papst Johannes Paul II. hat am Samstag, dem 13. Januar 1996, seine Neujahrsansprache vor den beim Apostolischen Stuhl akkreditierten Diplomaten gehalten. Wir veröffentlichen den Wortlaut in einer Übersetzung der Redaktion der Deutschen Tagespost aus dem französischen. Die Ansprache ist von Bedeutung, weil im Zusammenhang mit den Krisenherden Grundsätze für das friedliche Zusammenleben der Völker herausgestellt werden. Die Zwischenüberschriften wurden von der Redaktion eingefügt.

1. ... Mit Freude sehe ich in jedem Jahr die Zahl der Länder, die diplomatische Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl unterhalten, anwachsen. Heute sind es mehr als einhundertsechzig. Eine solche Entwicklung scheint uns die hohe Wertschätzung zu zeigen, die viele dem Apostolischen Stuhl und seiner Mission innerhalb der Nationen entgegenbringen. Das ist für den Papst und seine Mitarbeiter ein ständiger Aufruf, immer stärker mit möglichst vielen Personen und Organisationen zusammenzuarbeiten, die sich, im Respekt vor Recht und Moral, darum bemühen, daß auf unserer Erde Gerechtigkeit und Friede herrschen. Ich möchte Ihnen sagen, wie sehr ich mich über die Worte des Botschafters Joseph Amichia freue, der in Ihrem Namen einige der Initiativen erwähnt hat, dank derer sich der Papst und mit ihm der Heilige Stuhl zu Fürsprechern all derer gemacht haben, die in der Welt inständig auf Frieden, innere Ruhe und Solidarität hoffen.

2. Bedingungen des Friedens im Nahen Osten

Wir freuen uns, daß wir heute hier zum ersten Mal den Vertreter des **palästinensischen Volkes** mit uns vereint sehen. Wie Sie wissen, unterhält der Heilige Stuhl seit mehr als einem Jahr diplomatische Beziehungen mit dem Staat **Israel**. Wir hatten auf diesen glücklichen Zustand gewartet, denn er ist ein beredtes Zeichen dafür, daß der **Mittlere Osten** entschlossen den Weg des Friedens, den das in Bethlehem geborene Kind den Menschen angekündigt hat, beschritten hat. Möge Gott den Israelis und den Palästinensern dabei helfen, von nun an neben- und miteinander in Frieden, in gegenseitiger Wertschätzung und in echter Zusammenarbeit zu leben! Dies fordern die zukünftigen Generationen, und die ganze Region wird davon profitieren.

Aber lassen Sie mich darauf hinweisen, daß diese Hoffnung

sich als vergänglich erweisen könnte, wenn nicht auch eine gerechte und angemessene Lösung für das besondere Problem der **Stadt Jerusalem** gefunden wird. Die religiöse und universale Dimension der Heiligen Stadt erfordert den Einsatz der ganzen internationalen Gemeinschaft, damit sie ihre Besonderheit beibehält und eine lebendige Wirklichkeit bleibt. Die den drei monotheistischen Religionen wertvollen heiligen Stätten sind natürlich für die Gläubigen wichtig, aber sie würden viel von ihrer Bedeutung verlieren, wenn sie nicht ständig von aktiven jüdischen, christlichen und muslimischen Gemeinschaften umgeben wären, die sich wirklicher Gewissens- und Religionsfreiheit erfreuen und ihre eigenen religiösen, erzieherischen und sozialen Aktivitäten entwickeln. Das Jahr 1996 sollte Verhandlungen über den endgültigen Status der Territorien unter der Verwaltung der Palästinenser und gleichermaßen über die delikate Situation der Stadt Jerusalem beginnen sehen. Ich wünsche mir, daß die internationale Gemeinschaft den direkt von diesem Problem betroffenen politischen Partnern juristische und diplomatische Hilfe anbietet, die sicherstellen kann, daß das einzigartige und heilige Jerusalem,

wirklich eine „Wegkreuzung des Friedens“ wird.

Diese frohe und entschlossene Suche nach Frieden und Brüderlichkeit wird ganz ohne Zweifel dazu beitragen, anderen ständigen Problemen der Region eine Lösung zu bringen, die den Erwartungen derjenigen Völker entspricht, die noch um ihr Schicksal und ihre Zukunft bangen. Ich denke im besonderen an den **Libanon**, dessen Souveränität weiterhin bedroht ist und an den **Irak**, dessen Bevölkerung immer noch darauf wartet, ein normales Dasein jenseits aller Willkür zu führen.

3. Klima des Friedens in Europa

Ein Klima des Friedens scheint sich auch in einigen Gebieten Europas zu entwickeln. **Bosnien-Herzegowina** konnte von einem Abkommen profitieren, das – so hoffen wir – das Gesicht der Region wahren wird, indem es seiner ethnischen Zusammensetzung Rechnung trägt. Besonders **Sarajevo**, eine andere symbolische Stadt, sollte ebenfalls eine „Wegkreuzung des Friedens“ werden. Wird es nicht das „europäische Jerusalem“ genannt? Wenn das Auslösen des Ersten Weltkriegs mit dieser Stadt verbunden ist, muß der Name von nun an Synonym für eine Stadt des Friedens werden und dafür, daß kultureller, sozialer und religiöser Austausch das pluri-ethnische Zusammenleben befruchtet. Dieser Prozeß wird langwierig und nicht einfach sein. Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß ein **dauerhafter Frieden in der Balkanregion** sich nur dann durchsetzen kann, wenn bestimmte Bedingungen respektiert werden: Bewegungsfreiheit für Menschen und Ideen; Freiheit für die Flüchtlinge, in ihre Heimat zurückzukehren; Vorbereitung wirklicher demokratischer Wahlen und schließlich ein beharrlicher materieller und moralischer Wiederaufbau, an dem ohne Vorbehalte mitzuwirken nicht nur die internationale Gemeinschaft sondern auch die Kirchen und Religionsgemeinschaften aufgerufen sind. Wenn dieser Krieg, den ich oft als „unnötig“ bezeichnet habe, beendet ist, stellt das zu bauende und zu befestigende Friedenswerk eine enorme Herausforderung dar,

an erster Stelle für die Europäer – aber nicht nur für sie –, daß Gleichgültigkeit oder Egoismus nicht dazu führen, ein ganzes Stück Europa in einen Schiffbruch mit unabsehbaren Folgen zu ziehen.

Auch **Nordirland** ist weiterhin auf dem Weg zu einer ruhigeren Zukunft, und der laufende Prozeß erlaubt, auf einen stabilen und dauerhaften Frieden zu hoffen. Alle sind jetzt dazu aufgerufen, für immer zwei Übel zu ächten, die vermeidbar sind: sektiererischer Extremismus und politische Gewalt. Mögen die Katholiken und Protestanten dieser Erde sich respektieren, gemeinsam Frieden schaffen und im täglichen Leben zusammenarbeiten!

Ein solches Verhalten, vergessen wir das nicht, hat einen Fortschritt des Friedensprozesses in **Zentralamerika** ermöglicht. In **Nicaragua** und **El Salvador** schweigen die Waffen. In **Guatemala** ist die Versöhnung auf dem besten Wege. Sicher, das Ende von Feindseligkeiten bedeutet nicht immer die Befriedung der Gesellschaft. Die Entmilitarisierung ist schwer durchzusetzen und die Achtung der Menschenrechte ist nicht umfassend. Aber auch hier setzt allmählich ein neues Klima ein. Die katholische Kirche säumt nicht, ihren Anteil daran zu leisten.

Dieses neue Klima, als Träger der Hoffnung, das sich dank der hartnäckigen Arbeit mutiger Un-

Bedingungen für einen dauerhaften Frieden in der Balkanregion

- Bewegungsfreiheit für Menschen und Ideen
- Freiheit für die Flüchtlinge, in ihre Heimat zurückzukehren
- Vorbereitung wirklicher demokratischer Wahlen
- materieller und moralischer Wiederaufbau

Entwicklung in Südamerika

Unter den ermutigenden Zeichen möchte ich die politische Entwicklung in **Südamerika** erwähnen, wo in der Mehrheit katholische Völker leben, deren spirituelles Leben einen Reichtum für die Kirche darstellt. Zahlreiche Wahlprozesse haben in den letzten Monaten unter Umständen stattgefunden, die internationale Beobachter als normal bezeichnet haben. Aber die sozialen Ungerechtigkeiten sind nach wie vor äußerst kraß und das Problem des Drogenanbaus und -handels bleibt weiter ungelöst. Dies sollte die politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen des Kontinents anregen, die Führung der öffentlichen Angelegenheiten und der Wirtschaft immer aufmerksamer nach den Wünschen und wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung auszurichten.

terhändler entwickelt, an die sich unsere Dankbarkeit richtet, darf nicht nur ein Waffenstillstand bleiben. Zwischen bedrohlichen Extremismen muß der Friede eine Realität sein. Und wenn dies so ist, wird er ansteckend sein.

4. Lage im Mittelmeerraum

Aber es gibt immer noch zu viele mehr oder minder versteckte Konfliktherde, in denen die Bevölkerung unter dem unerträglichen Joch der Gewalt, des Hasses, der Unsicherheit und des Todes lebt.

Ich denke natürlich – ganz in unserer Nähe – an **Algerien**, wo fast täglich Blut fließt: wir können nur inständig wünschen, daß endlich, in einer Achtung vor den Unterschieden ein konzertiertes Denken einsetzt und ein nationaler Plan geschaffen wird, in dem jeder als Partner gelten kann.

**Gleichgültigkeit und Egoismus
dürfen Europa nicht in einen Schiffbruch
mit unabsehbaren Folgen ziehen**

Weiter möchte ich eine Insel, ebenfalls in der Mittelmeerregion, erwähnen, die seit 1974 geteilt ist: **Zypern**. Bislang ist noch keine Lösung gefunden worden. Eine solche Situation, die die geteilte oder ihrer Güter beraubte Bevölkerung daran hindert, ihre Zukunft zu gestalten, kann nicht ewig beibehalten werden. Mögen die Verhandlungen zwischen den betroffenen Parteien sich intensivieren und vom ernsthaften Willen, eine Lösung zu finden, belebt werden!

Die Zusammenarbeit im Mittelmeerraum ist ein unerlässlicher Faktor für die Stabilität und die Sicherheit in Europa, wie dies auch die Teilnehmer bei dem vor kurzem in Barcelona stattgefundenen Europäischen Gipfel bestätigt haben. In diesem Zusammenhang dürfen wir die Identitäten, die Gebiete und die Nachbarschaften sowenig wie die Religionen vergessen: es gibt zahlreiche Elemente, die in Einklang gebracht werden müssen, um aus dieser Gegend ein Gebiet der kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu machen, aus dem die darin wohnenden Völker nur Nutzen ziehen können.

5. Konflikte in Asien

Wenn wir unseren Blick nach Osten richten, müssen wir leider konstatieren, daß die Kämpfe in **Tschetschenien** weitergehen. **Afghanistan** befindet sich immer noch in einer politischen Sackgasse, in der die Bevölkerung ohne Respekt behandelt wird und sich in größter Not befindet. In **Kaschmir** und **Sri Lanka** dezimieren die Kämpfe weiterhin die Zivilbevölkerung. Auch die Einwohner von **Ost-Timor** warten weiterhin auf geeignete Vorschläge, die es ihnen erlauben, ihr legitimes Verlangen nach Anerkennung ihrer kulturellen und religiösen Besonderheit zu verwirklichen.

Man muß den Mut vieler Männer und Frauen bewundern und unterstützen, denen es gelingt, die Identität ihrer Völker zu retten und die den jungen Generationen dieses Licht der Erinnerung und der Hoffnung weitergeben.

6. Solidarität mit Afrika

Wenn wir uns nach **Afrika**

wenden müssen wir weiter Kriegsherde und ethnische Konflikte beklagen, die ein ständiges Handicap für die Entwicklung des Kontinents darstellen. Die Situation in **Liberia** oder in **Somalia**, in denen die internationale Hilfe noch keinen Frieden stiften konnte, wird weiterhin vom Gesetz der Gewalt und von Partikularinteressen regiert. Eine weit gestreute bewaffnete Aktion hat auch **Sierra Leone** in ein gespanntes Klima getaucht und die Unsicherheit verschärft. Der **Südsudan** bleibt eine Region, wo Dialog und Verhandlung kein Bürgerrecht haben. Wir würden auch gerne entschiedenere Fortschritte in **Angola** konstatieren, wo die politischen Feindschaften und der soziale Verfall nicht von Normalisierung reden lassen. **Ruanda** und **Burundi** sind immer noch vom Rückfall in einen Ethno-Nationalismus bedroht, deren tragische Konsequenzen die Bevölkerung bereits zu spüren bekommen hat.

Im vergangenen Jahr habe ich bei der gleichen Gelegenheit um ein wenig mehr internationale Solidarität für Afrika gebeten, und unter den gegenwärtigen Umständen kann ich diesen Appell nur inständig wiederholen. Aber heute möchte ich mich ganz besonders an das Gewissen der verantwortlichen afrikanischen Politiker wenden: wenn Sie sich nicht entschiedener für einen demokratischen nationalen Dialog einsetzen, wenn Sie nicht eindeutiger die Menschen-

Dringlichkeit einer guten Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und einer guten Ausbildung der politisch Verantwortlichen – Männer und Frauen – hingewiesen, die „ihr Volk bis zum äußersten lieben und lieber dienen wollen, als sich zu bedienen“ (vgl. Nachsyn. Apostol. Schreiben Ecclesia in Africa, Nr.111).

7. Abrüstung

Diese Konfliktsituationen, auf die ich kurz eingegangen bin, sind keine unabänderlichen Schicksalsfügungen. Die positiven Entwicklungen in einigen Gebieten, die auch ins Netz der Gewalt verstrickt waren, zeigen, daß es möglich ist, das Vertrauen in den anderen, das in Wirklichkeit Vertrauen in das Leben ist, wiederzuerlangen. Der gesicherte und mutig bewahrte Friede ist ein Sieg über die ständig auf der Lauer liegenden Kräfte des Todes.

In diesem Sinne kann ich die Wiederaufnahme der Arbeiten in Genf nur ermutigen. In einigen Tagen wird dort die Konferenz zur Konvention über die konventionellen Waffen, die extreme Leiden hervorrufen, wiederaufgenommen und im Laufe des Jahres 1996 soll der Vertrag über das Verbot von Nuklearversuchen abgeschlossen werden. Der Heilige Stuhl ist der Meinung, daß, im Bereich der Nuklearwaffen, der Stop der Versuche und der Perfektionierung dieser Waffen sowie Abrüstung und

Dringlichkeiten für Afrika

- gute Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten
- gute Ausbildung der politisch Verantwortlichen

rechte respektieren, wenn Sie nicht gewissenhaft die öffentlichen Fonds und die ausländischen Kredite verwalten, wenn Sie nicht ethnische Ideologien anklagen, dann wird der afrikanische Kontinent immer am Rande der Gemeinschaft der Nationen bleiben. Um Hilfe zu bekommen, müssen die afrikanischen Regierungen politisch glaubwürdig sein. Die in den Sonderversammlungen der Bischofssynoden vereinigten afrikanischen Bischöfe haben auf die

Produktionsstop zutiefst verbunden sind und so bald wie möglich unter wirksamer internationaler Kontrolle realisiert werden müssen. Dies sind Schritte zu einer allgemeinen und vollständigen Abrüstung, die die internationale Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit ohne Verzögerung anstreben sollte.

8. „Nationenfamilie“

Wie ich bereits häufiger die Gelegenheit hatte zu erinnern, wird

die internationale Gemeinschaft nicht nur durch die Staaten sondern durch die Nationen zusammengehalten, die aus Männern und Frauen bestehen, die eine persönliche und gemeinschaftliche Geschichte miteinander verwebt. Ihre Rechte sind es, die man definieren und garantieren muß. Aber man muß sie, im Hinblick auf das, was in einer Familie vorgeht, nuancieren, indem man an die Bedeutung der wechselseitigen Pflichten erinnert. Bei meinem jüngsten Besuch am Sitz der Vereinten Nationen in New York habe ich den Ausdruck „Nationenfamilie“ benutzt. Ich unterstrich also, „daß das Konzept der ‘Familie’ sofort etwas hervorruft, das über die rein funktionalen Beziehungen und die reine Interessengemeinschaft hinausgeht. Die Familie ist von Natur aus eine Gemeinschaft, die auf gegenseitiges Vertrauen, auf gegenseitige Unterstützung und auf wirkliche Achtung gegründet ist. In einer wirklichen Familie gibt es keine Herrschaft der Starken; im Gegenteil, den schwächsten Mitgliedern kommt gerade aufgrund ihrer Schwäche noch größere Aufmerksamkeit und Hilfe zu“. (Rede vor der Generalversammlung, 5. Oktober 1995, Nr. 14).

Das ist der wirkliche Sinn dessen, was das internationale Recht in der Theorie mit dem Begriff der „Reziprozität“ aufstellt. Jedes Volk muß bereit sein, die Identität seines Nachbarn anzunehmen: hier sind wir weit weg von den beherrschenden Nationalismen, die Europa und Afrika zerrissen haben und immer noch zerreißen! Jede Nation muß bereit sein, ihre menschlichen, spirituellen und materiellen Ressourcen zu teilen, um denen zu Hilfe zu kommen, die ärmer als seine Glieder sind. Rom bereitet sich gerade auf den Welternährungsgipfel im kommenden November vor, der von der Organisation für Ernährung und Landwirtschaft einberufen

wurde. Ich wünsche mir, daß der Geist der Solidarität und des Teilens die Arbeiten befruchtet, um so mehr, da 1996 von der Organisation der Vereinten Nationen zum „Jahr des Kampfes gegen die Armut“ ausgerufen wurde.

9. Gewissens- und Religionsfreiheit

Die Anerkennung des anderen und seines Erbes – wobei der letztere Ausdruck in seinem weitesten Sinne zu verstehen ist – ist natürlich auch auf einen besonderen Bereich der Rechte der menschlichen Person anzuwenden: die Gewissens- und Religionsfreiheit. Ich erachte es in der Tat als meine Pflicht, einmal mehr auf diesen fundamentalen Aspekt des spirituellen Lebens von Millionen Männern und Frauen einzugehen, da die Situation – und das sage ich mit wirklicher Trauer – alles andere als befriedigend ist.

Wie die Länder christlicher Tradition die muslimischen Gemeinschaften annehmen, nehmen auch einige Länder mit muslimischer Mehrheit ihrerseits großzügig die nicht islamischen Gemeinschaften auf und erlauben ihnen sogar, eigene Kulträume zu bauen und dort nach ihrem Glauben zu leben. Andere jedoch üben weiterhin eine Diskriminierung gegenüber Juden, Christen oder anderen Religionsfamilien aus und gehen sogar soweit, ihnen das Recht zu verweigern, sich privat zum Gebet zu versammeln. Man kann es nicht oft genug sagen: hier handelt es sich um eine nicht tolerierbare und nicht zu rechtfertigende Verletzung nicht nur aller international in Kraft stehender Normen sondern der fundamentalsten menschlichen Freiheit, derjenigen, seinen Glauben zu bezeugen, der für den Menschen der Grund des Lebens ist.

In China und in Vietnam sind, unter verschiedenen Umständen,

die Katholiken Ziel ständiger Behinderungen, besonders was die sichtbare Manifestierung der Verbindung mit dem Apostolischen Stuhl betrifft.

Man kann nicht ewig Millionen von Gläubigen unterdrücken, und sie verdächtigen oder spalten, ohne daß dies negative Folgen mit sich bringt, nicht nur für die internationale Glaubwürdigkeit dieser Staaten, sondern auch für das Innere der betroffenen Gesellschaften selbst: ein verfolgter Gläubiger wird immer Schwierigkeiten haben, einem Staat zu vertrauen, der sein Gewissen schulmeistern will. Im Gegenteil, gute Beziehungen zwischen Kirchen und Staat tragen zur Harmonie unter allen Mitgliedern der Gesellschaft bei.

10. Bild aus Licht und Schatten

Meine Damen, meine Herren, diese einfachen Überlegungen hatten zum Ziel, die Wünsche, die wir austauschen, zu aktualisieren. Sie haben ein Bild aus Licht und Schatten, ein Spiegelbild der menschlichen Seele umrissen. Aber es ist die dringende Pflicht des Nachfolgers Petri, die Verantwortlichen der Nationen, die Sie hier mit Kompetenz repräsentieren, daran zu erinnern, daß die Stabilität der Welt nicht ohne bestimmte Werte auskommen kann, wie dem Respekt vor dem Leben, vor dem Gewissen, vor den fundamentalsten Menschenrechten, der Rücksicht auf die Ärmsten oder der Solidarität, um nur einige zu nennen.

Der Heilige Stuhl, souverän und unabhängig unter den Nationen und daher Mitglied der internationalen Gemeinschaft, möchte seinen besonderen Beitrag für dieses gemeinsame Bemühen anbieten. Da er keine politischen Ambitionen hat, liegt ihm vor allem daran, daß der Weg der Menschheit vom Licht des (Erlösers) erleuchtet wird, der, indem er auf die Welt kam, sich zu unserem Wegbegleiter gemacht hat, der, „in dem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind“. (Kol 2,3)

Ihm möchte ich noch einmal Sie selbst, Ihre Familien und Ihre Nationen anvertrauen, besonders die jungen Generationen, an die ich gedacht habe, als ich die Forderung ausrief: „Bereiten wir den Kindern eine friedliche Zukunft“! ...

Die Welt kann nicht auskommen ohne bestimmte Werte wie

- Respekt vor dem Leben
- Respekt vor dem Gewissen
- Respekt vor den fundamentalsten Menschenrechten
- Rücksicht auf die Ärmsten
- Solidarität

ZEITGESCHEHEN

Ist Demokratie ewig?

Helmut Fettweis

Nach dem Untergang des Kommunismus, nach dem vorhergehenden Scheitern von Liberalismus, Kapitalismus, Faschismus und Nationalsozialismus glaubt man, daß allein die Demokratie eine Staatsform ist, die den Menschen in seiner Würde voll achtet und die für ihn gemäße Organisationsform sein wird, bis ans Ende der Zeiten. Wir erleben heute einen Boom an Demokratie. Alles muß demokratisch sein oder sich zumindest so geben. Es fehlt nicht viel und dann werden die Babys abstimmen, ob Muttermilch oder Hipp.

Da aber zeigt die Überspitzung auf eine Gefahr. Die Gefahr liegt darin, daß Demokratie zum Demokratismus wird. Damit beginnt dann aber der Abstieg und es wird die Erinnerung wach an jenen alten Propheten Koholet im Buche der Prediger (Kap 3), der sagt „für alles gibt es eine Zeit“. – Gott allein ist unwandelbar und ewig.

Erinnert man sich an diese Worte, dann muß man heute schon daran denken, daß das unbändige Demokratiestreben genau überprüft werden muß. Läuft es auf einen Demokratismus – demokratisch erscheinende Formen für alles und jedes – hinaus, dann ist der Untergang vorbestimmt. Eine Zeit des Chaos wird – wie (fast) immer folgen, bis sich neue Sozialstrukturen gebildet haben. Aber viele Opfer werden der Preis sein. Sollte der Mensch von heute, der nicht nur aus persönlichen Erfahrungen lernen, sondern auch erstmals gespeicherte Erfahrungen in Verbindung mit Denkmodellen – mit Hilfe der Technik – entwickeln kann, überlegen, was folgen wird?

Die Demokratie-Animateure aber denken nicht erst, sondern stülpen ihre Demokratie-Schablone über alles und jedes. Die trostlosen Meilensteine am Wegesrande führen in eine Kakophonie des Leides. Sie reichen von Mord am Demokraten, Terror um jeden Preis bis zur antiautoritären Erziehung und Kinderparlamenten. Dabei müßte

sich inzwischen die Erkenntnis herumgesprochen haben, daß manche Dinge im Leben von Natur vorgegeben sind und sich nicht ändern oder demokratisieren lassen.

Selbst der demokratisch einstimmige Beschluß von Mann und Frau, nunmehr ein Kind zu zeugen, führt selten zum zeiterwählten Erfolg. Geben diese zweifellos überspitzten Beispiele nicht Anlaß zum Nachdenken? Ich meine ja.

Man sollte in diese Überlegungen auch unsere Kirche einbeziehen. Denn sie ist eines anderen Ursprungs als die gesellschaftliche Form des Zusammenlebens der Menschen.

Wenn Koholet auf die Beständigkeit Gottes verweist, dann liegt diesem Urteil eine Gotterfahrung von hunderten Generationen zugrunde. „Und dieser Vater Gott – Jahwe – ich bin da“ (Offb. 1.8 und Ex 3.14) oder „Ich bin, der, ich bin“ – ist jenes höchste Wesen, dem wir unser Leben als Geschöpfe verdanken, das uns sein Wort in Gestalt seines Sohnes Jesus Christus gesandt hat, damit wir von seinem Willen wissen sollten.

Dieser Christus – nach dem wir uns nennen –, hat uns seine Stiftung, die Kirche geschenkt. Er hat keine Organisationsformen hinterlassen, aber Arbeitsaufgaben. Und er hat festgelegt, daß diese Kirche nur aus ihm lebt und mit ihm leben kann. Der Geist Gottes wird sie begleiten bis ans Ende der Tage.

So können wir uns also – sofern wir Christen bleiben wollen –, von ihm, der unser Haupt ist, nicht trennen. Alle, die in seinem Namen handeln, sind in eine besondere Aufgabe berufen und müssen ihm und den Menschen dienen. Christus ist der Hohe Priester, der zwischen den Menschen und Gott vermittelt hat und vermittelt, und die von ihm Gerufenen sind seine Diener in seinem Auftrag und mit seinen Vollmachten.

Wenn eine Religion von Gott kommt – und das ist die Voraussetzung unseres Glaubens –, muß sie

autoritativ sein. Wenn dieser Glaube eschatologisch sein will – und das Ziel ist auf das Jenseits gerichtet –, dann muß er eine unaufhebliche Verbindlichkeit haben. Da wir von Christus für die ganze Welt beauftragt wurden, muß der Inhalt des Glaubens auch für die ganze Welt Gültigkeit haben.

Wer also diese Grundlagen des Glaubens, unserer Religion, bejaht, der kann nicht umhin, auch eine personale Verfaßtheit zuzubilligen. Und diese personale Verfaßtheit bedingt auch ein Amt. Dieses Amt muß der Garant sein, daß nicht nur das Wort Gottes – also das Buch der Schrift – als eine objektive Größe Grundlage ist, sondern auch die ständige Bewahrung des immer bedrohten Menschen im Heil Gottes. Der verheißene Heilige Geist ist Aussage Christi. Er ist der Kirche insgesamt und in besonderer Weise dem Träger des päpstlichen Amtes zugesichert.

Denkt man nun an die Eingangsthese, dann kann die Kirche sich nicht in eine Demokratie verwandeln, weil ihr eben Grundlagen des Glaubens vorgegeben sind.

Das bedeutet jedoch nicht, daß in der Kirchenverwaltung und in der Arbeit des Alltags viele Strukturen demokratisch geprägt sein können. Sie können jedoch eines Tages mit der Änderung der gesellschaftlichen Formen auch wieder anders entwickelt werden. Sie dürfen aber nie die Grundlagen, die von Gott vorgegeben sind, in Frage stellen.

Aus der Kraft des Glaubens müssen nun aber die Christen auch ihren Beitrag für den Dienst in der Welt leisten. Sie sollten gefeit sein, den Fall in den Demokratismus zu tun. Sie sollten neue Modelle entwickeln, wie Demokratie sinnvoll weitergestaltet werden muß. Ist die sogenannte „Basisdemokratie“ ein Weg? Oder aber muß man andere Mandatsträger als die Partei-

FORTSETZUNG AUF SEITE 40,
SPALTE 1, UNTEN

Dienst an der Gemeinschaft: Zur Rolle der Bw in der Gesellschaft

von Karl Heinz Hock

Mit ihrer Entscheidung, deutsche Soldaten nicht nur in der unmittelbaren Landesverteidigung, sondern über den ursprünglich vorgesehenen Einsatzbereich hinaus für internationale Befriedungsaktionen zur Verfügung zu stellen, haben Bundestag und Bundesregierung den Befürwortern einer neuen Struktur der Bundeswehr ein gewichtiges Argument geliefert. Selbst überzeugte Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht wissen überdies seit der Verkleinerung der Bundeswehr, daß es in Deutschland schwerer wird, Wehrgerechtigkeit herzustellen. Folglich drängen sich auch von dieser Seite her Überlegungen auf, ob eine Berufsarmee neben einem Zivildienst nicht sinnvoller wäre. Mit das stärkste Argument aber bringen Experten ein, die darauf hinweisen, daß kurz dienende Wehrpflichtige das moderne Gerät gar nicht mehr beherrschen lernen können. Diese Erfahrung ist inzwischen fast schon Allgemeingut geworden.

Ähnliche Erkenntnisse mögen Pate gestanden haben, als Staatspräsident Chirac und seine Regierung die Umwandlung der traditionsreichen französischen Armee in ein Berufsheer und der zehnmonatigen Wehrpflicht in einen sechsmonatigen Zivildienst ankündigten. Angesichts der engen Bindungen zwischen Paris und Bonn erscheint es kaum vorstellbar, daß

FORTSETZUNG VON SEITE 39

en suchen? Gibt es auch für den nicht Glaubenden Werte, die mit christlicher Auffassung harmonieren und damit Allgemeingültigkeit erlangen können?

Es lohnt sich, auf all diese Fragen nach Antworten zu suchen. Es ist sogar eine Aufgabe, die Gott uns gestellt hat. Und diese Aufgabe, aus dem Glauben die Welt zu gestalten, erscheint wichtiger als die andauernde Suche nach Demokratisierungsmöglichkeiten innerhalb der Kirche.

Kanzler Kohl von Chiracs Ankündigung überrascht worden sein könnte. Deutschland ist nun herausgefordert, die vielbeschworene und gerühmte deutsch-französische Harmonie zu wahren. Vielen erscheint es undenkbar, daß die beiden wichtigsten europäischen Partner mit ganz unterschiedlichen Militärkonzepten in die Zukunft gehen.

Bei deutschen Politikern, die die Weimarer Zeit miterlebten, gibt es noch die Furcht vor einem Staat im Staate. Ehemalige Offiziere der Reichswehr und der Wehrmacht, die für den Aufbau der Bundeswehr gebraucht wurden, sind jedoch längst weg vom Fenster, und sie haben sich nicht einmal als schlechte Demokraten erwiesen. Noch weniger Bedenken erscheinen gegenüber einem Offizierskorps angebracht, des ausschließlich im demokratischen Geist herangewachsen ist. Militärische sollten im mittelwesteuropäischen Bereich – der letzte scheiterte 1981 in Spanien innerhalb weniger Stunden – endgültig der Vergangenheit angehören.

Der Blick auf die internationale Szene lehrt, daß der Trend zu Freiwilligenarmeen oder zur Verkürzung der Wehrpflicht in den entwickelten Ländern ungebrochen ist. Die USA haben schon zwei Jahrzehnte keine Wehrpflicht mehr, Kanada ebenfalls, Luxemburg seit 1967. Belgien zog vor einem Jahr nach, die Niederlande – ein sehr wichtiger NATO-Partner der Bundesrepublik – im Januar 96. Großbritannien ist seit langem einer reinen Berufsarmee zugetan. Im alten Kerneuropa haben noch Deutschland und Italien die Wehrpflicht. Spanien, Griechenland, die Türkei und Dänemark wollen ebenfalls daran festhalten. Portugal, Norwegen und Deutschland aber haben die Dienstzeit reduziert. Nur die Türkei hat sie, wohl aus innenpolitischen Gründen, verlängert.

Die Argumente für Berufs- oder Wehrpflichtarmeen wechselten im Laufe der Geschichte ihr Gewicht. Am Ende des 20. Jahrhunderts stehen die Signale auf Freiwilligkeit. Mit der Möglichkeit, aus Überzeugung den Zivildienst vorzuziehen, ist in Deutschland schon ein Stück Wahlfreiheit gegeben. In diese Richtung müßte weitergedacht werden. Kanzler Kohl, der mit guten Gründen für eine Armee des ganzen Volkes eintritt, weiß, daß es diese Armee nicht mehr gibt; Möglichkeiten, sich zu drücken, gab es schon immer. Im übrigen ist der aufgeklärten jungen Generation nicht unbekannt, daß in den Kriegen der Neuzeit die Zivilbevölkerung mehr Tote und Verwundete zu beklagen hatte als die kämpfende Truppe.

Der Vorschlag des ehemaligen Bundeswehrgenerals, Manfred Opel, eine Wehrstrukturkommission ins Leber, zu rufen, erscheint nicht nur im Blick auf die rasante technische Entwicklung, sondern wegen der wahrscheinlich vermehrt notwendig werdenden internationalen Befriedungseinsätze sinnvoll. Die jungen Männer und Frauen sollten nicht aus der Pflicht entlassen werden, für die Gemeinschaft ein persönliches Opfer zu bringen. Ein sechsmonatiger Zivildienst für alle, die sich nicht für die Bundeswehr entscheiden können, wäre ein akzeptabler Vorschlag. Daneben muß eine höchst effiziente Armee von Fachsoldaten stehen, die letztlich schlagkräftiger ist als eine Volksarmee alten Stils.

In einer Zeit des Egoismus sind die Dienste der Soldaten und der Zivildienstleistenden gar nicht hoch genug zu schätzen. Die jungen Menschen beweisen damit, daß es in dieser Gesellschaft noch Großherzigkeit und Gemeinschaftsbewußtsein gibt. Die Gemeinschaft könnte auf solche Dienste, die im christlichen Gebot der Nächstenliebe ihre tiefste Begründung finden, auch gar nicht verzichten.

Kompromiß zur evangelischen Militärseelsorge

Ostdeutsche Landeskirchen müssen der jetzt gefundenen Regelung mit dem Staat noch zustimmen

BONN, 06.03.96 (DT/FAZ/PS). Nach jahrelangem Tauziehen haben sich die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und das Verteidigungsministerium im März auf eine Regelung für die Seelsorge unter den evangelischen Soldaten in den neuen Bundesländern geeinigt. Die Rahmenvereinbarung, die zunächst bis Ende des Jahres 2003 gilt, sieht vor, daß die hauptamtlichen Soldatenseelsorger Kirchenbeamte der EKD bleiben, aber die Bundeswehr ihre Gehälter übernimmt. Allerdings zahlt der Bund keine Ruhestandsbezüge. Die Voraussetzungen für den ostdeutschen Soldatenseelsorger ähneln ansonsten dem westdeutschen Militärpfarrer. Die Aufsicht führt der Militärbischof, der auch über die Einstellung der Pfarrer im Einvernehmen mit dem Verteidigungsministerium verfügt. In den neuen Bundesländern tritt an die Stelle eines Wehrbereichsdekans ein „Bevollmächtigter für die evan-

gelische Seelsorge in den neuen Bundesländern“, der ebenfalls Kirchenbeamter der EKD ist.

Die EKD verpflichtet sich für alle acht vom BMVg benannten Standorte Pfarrer einzusetzen. Diese Seelsorger müssen die Freiheitliche, demokratische Grundordnung anerkennen und die Entscheidung der Soldaten zum Wehrdienst achten. „Die Pfarrer dürfen sich innerhalb dienstlicher Unterkünfte und Anlagen nicht zugunsten oder zuungunsten einer bestimmten politischen Richtung betätigen“, heißt es in dem Text der Vereinbarung. Die Aufgaben der Pfarrer entsprechen den im Militärseelsorgevertrag benannten. Sie müssen also auch bereit sein, die Truppe zu Aufenthalt auf Truppenübungsplätzen und ins Ausland zu begleiten. Außerdem haben sie Zugang zu den Kasernen, Dienststellen und Unterkünften der Bundeswehr und können bundeswehreigene Diensträume benutzen.

Die Rahmenvereinbarung beendet einen jahrelangen Streit in den evangelischen Kirchen. Dabei ging es vor allem um den im Militärseelsorgevertrag von 1957 vorgesehenen Beamtenstatus der Militärpfarrer. Diese Regelung sehen Kritiker als zu staatsnah an. Bei der Wiedervereinigung hatten alle ostdeutschen Landeskirchen die Übernahme des Vertrages abgelehnt. Ob sie der jetzt ausgehandelten Vereinbarung zustimmen, ist noch offen. Bei der 41. Gesamtkonferenz evangelischer Militärgeistlicher vom 4. bis 8. März in Bad Honnef begrüßten sowohl der evangelische Militärbischof Hartmut Löwe als auch die Parlamentarische Staatssekretärin im Verteidigungsministerium, Michaela Geiger, den gefundenen Kompromiß.

Die katholische Kirche hält an ihrer bisherigen einheitlichen Regelung für Ost und West weiter fest.

„Der Krieg verlagert sich in die Küche hinein“

In Kroatien sind die Folgen des Krieges allgegenwärtig

Eine Selbstmordwelle in der Armee, die Zunahme von Familienproblemen und Drogenmißbrauch sowie der tausendfache Schmerz traumatisierter Menschen halten den Krieg in Kroatien auch nach dem Friedensschluß gegenwärtig. „Der Krieg verlagert sich in die Küche hinein“, beschreibt Karmen Kovacevic, Psychologin in der Frauenberatungsstelle der Caritas Split, die derzeitige Situation. Für sie steht fest, daß der Krieg in den Herzen der Menschen noch lange nicht beendet ist. „Durch die jetzt begonnene Demobilisierung der Armee erwarten wir noch größere Schwierigkeiten“, sagt Kovacevic. Während des langen Krieges hätten sich die Soldaten von ihren Familien entfrem-

det. Viele kehrten nun brutalisiert und innerlich verroht nach Hause zurück. Eheprobleme und Gewalt gegen Frauen und Kinder seien oftmals die Folge.

Erschwert wird die Reintegration der ehemaligen „Volkshelden“ durch die schlechte wirtschaftliche Situation in Kroatien. So sind allein in Split, das vor dem Krieg 230.000 Einwohner hatte, rund 50.000 Menschen arbeitslos gemeldet. Für die überwiegend jungen Kriegsheimkehrer, die oft nicht über eine Berufsausbildung verfügen, gibt es da überhaupt keine Chance. So bleiben den Ex-Soldaten lediglich etwa 230 Mark Sozialhilfe.

Kaum erfassbar ist die Zahl der kriegstraumatisierten Menschen. Vor allem junge Soldaten leiden an

den inneren Verwundungen des Krieges und flüchten sich in Alkohol oder Drogen. Auch die Behörden bestätigen inzwischen, daß es bei der kroatischen Armee eine Selbstmordwelle gibt. Auf Erlaß von Präsident Tudjman sollen Veteranen nun bevorzugt in den öffentlichen Dienst übernommen werden, doch in der Realität fehlt dafür das Geld. Aber auch Zivilpersonen kommen zunehmend in die Beratungsstellen, um über die traumatischen Erfahrungen von Krieg und Vertreibung zu sprechen. Besonders betroffen sind die rund 400.000 Flüchtlinge, die noch in Kroatien leben.

Jela Jazic lebt seit vier Jahren im Hotel Adria bei Split. Wo vor allem deutsche Touristen früher das

süße Nichtstun genossen, ist sie heute zur Untätigkeit verurteilt. Mit ihren zwei Kindern bewohnt die bosnische Kroatin ein kleines Zimmer des völlig heruntergekommen Hotels, seit sie aus ihrer Heimat bei Tuzla geflüchtet ist. Die meisten Menschen, die hier leben, wollen oder können nicht in ihre Heimat zurück. Doch der Besitzer des Hotels, die kroatische Regierung, drängt auf die Räumung des Hauses, um möglichst bald wieder ausländische Touristen empfangen zu können. Devisen aus dem Urlaubsgeschäft werden dringend gebraucht. Aber noch ist der Frieden zu unsicher, und zudem müs-

sen die Kriegsschäden beseitigt werden. Woher das Geld dafür kommen soll, weiß zur Stunde noch niemand.

„Die Welt schaut nach Bosnien, doch was geschieht mit uns?“ fragen sich viele Kroaten. Sie fühlen sich von der Weltgemeinschaft vergessen. Auch den Direktor der kroatischen Caritas, Josip Grosic beunruhigt die verschärfte soziale Situation. „Selbst viele sogenannte Normalverdiener liegen durch die niedrigen Gehälter weit unter der Armutsgrenze“, sagt er. Diese Situation stelle die Kirchen vor neue Aufgaben, Sozialprogramme seien gefragt. So fördere die Caritas

Kroatien mit Unterstützung der deutschen Caritas beispielsweise Handwerker und Kleinbetriebe mit Darlehen bei der Betriebsgründung, um neue Arbeitsplätze zu schaffen. „Unser Programm ist nur ein kleiner Beitrag. Kroatien braucht jetzt dringend ausländische Investoren“, so Grosic.

Unterdessen sucht eine steigende Zahl von Menschen ihren Weg außerhalb der Legalität. Die Kriminalitätsrate ist im Verlauf des letzten Jahres gestiegen. In einem Zagreber Radiosender werden mittlerweile täglich die an diesem Tag gestohlenen Autos durchgegeben. (KNA-Korr. Artur Meyer, Split)



Betreuungspavillon für deutsche Pioniere in Benkovac/Kroatien einsatzbereit

Ein Pilotprojekt für die Betreuung deutscher Soldaten bei Auslandseinsätzen hat am 12. Februar in Benkovac, ca. 30 Autominuten südostwärts der Hafenstadt Zadar, die Arbeit aufgenommen. Im Kaserengelände, in dem die 450 deutschen Pioniere des NATO-Kontingents für den Einsatz nach dem Dayton-Friedensabkommen stationiert sind, haben die Katholische und die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS und EAS) gemeinsam und mit Unterstützung der christlichen europäischen Betreuungsorganisation ECHOS sowie im Auftrag des Verteidigungsministeri-

ums einen „Betreuungspavillon“ errichtet.

Dieser Pavillon bietet in einem 30 x 10 Meter großen, doppelschichtigen und klimatisierten Zelt mit festem Holzfußboden eine gemütliche Clubatmosphäre. Neben Getränken und einfachen Speisen werden auch Satellitenfernsehen, eine Infothek mit Zeitschriften und Büchern, eine Spielothek mit Gesellschaftsspielen, kulturelle und unterhaltende Veranstaltungen angeboten. Die Militärseelsorge beider Konfessionen wird die Möglichkeiten für Gottesdienste und andere Angebote nutzen.

Wenn sich das Projekt in einjäh-

rigem Einsatz bewährt, sollen ähnliche Pavillons in Zukunft die Truppe bei internationalen Friedenseinsätzen begleiten.

Wie der Bauleiter der KAS, Otto Winkelhag (43), nach Rückkehr aus Kroatien mitteilte, benötigte ein Team von acht Soldaten sechs Tage, um den in drei Containern verstauten Pavillon betriebsbereit zu machen. Dabei mußte zunächst ein Aufstellplatz mit 400 Kubikmeter Schotter eingeebnet werden. Der Kommandeur der Pioniere, Oberstleutnant Weigold, begrüßte die Initiative, so Winkelhag, weil der Ort Benkovac – dessen Einwohnerzahl durch die Kriegsereignisse um die Krajina von 10.000 auf 2.000 gesunken sei – keine Freizeitmöglichkeiten biete. Die Truppe habe sogleich einen Arbeitskreis „Soldat und Betreuung“ gebildet, der sich Gedanken um sinnvolle Angebote und zweckmäßige Nutzung der nun vorhandenen Möglichkeiten machen wolle. Dazu würden auch Kontakte zur kroatischen Zivilbevölkerung gehören.

Der Betreuungspavillon wird in ökumenischer Trägerschaft betrieben. Dazu wurden der Heimleiter Klaus Wirth von der KAS und Jürgen Möllengraf von der EAS zu Wehrübungen einberufen. Sie werden unterstützt durch zwei kroatische Hilfskräfte. (KAS/PS)



Der Pavillon hat sich bei den niederländischen Streitkräften sowohl bei Übungen als auch bei Auslandseinsätzen bereits vielfach bewährt. (Archivfoto: ECHOS)

ASYMMETRIE DER GESCHLECHTER

Anthropologie der Geschlechter

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Eine grundsätzliche Vorüberlegung bestimmt die Gedankenführung: Das schwierig gewordene Verhältnis Frau und Mann scheint zunächst ein Sonderproblem des 20. Jahrhunderts, mehr noch der Nachkriegsentwicklung seit 1945. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch deutlich, daß die heutige Fragestellung nach Freiheit und Gleichheit der Frau mit dem Mann vielmehr ein moderner Ausschnitt aus dem interkulturell nicht befriedigend gelösten Feld der Geschlechterzuordnung ist. Denn die Geschlechter stehen asymmetrisch zueinander. Ihre Vorgaben und Aufgaben sind unterschiedlicher Art und daher asymmetrisch (also vielfach nicht austauschbar) aufeinander bezogen.

Drei solcher Zuordnungen von Mann und Frau lassen sich skizzieren:

- Die Macht der Mütter – Typik der magischen Struktur
- Die Frau als Rätsel des Mannes, der Mann als Löser der Frau – Typik der mythischen Struktur
- Der Mann als Mensch, die Frau als „die andere“ – Typik der mentalen Struktur

Sie treten durchgängig als Grundmuster auf; ihre Entwicklungen, aber auch Gleichzeitigkeit sind für den alteuropäischen Kulturraum (Mesopotamien, Ägypten, Griechenland, Rom) gut erforscht. Judentum und Christentum haben beide an den drei Grundmodellen Anteil, verändern aber jede der Zuordnungen in noch zu bestimmender Weise. So sei mit der Darstellung dieser drei archetypischen Zuordnungen begonnen, da auch in diesem Fall die Geschichte nicht einfach „hinter“ uns, sondern „in“ uns liegt.

[Die Abhandlung zur „Anthropologie der Geschlechter“ wird in drei Teilen wiedergegeben (s. nebenstehender Kasten). Das kursiv Gedruckte stellt jeweils die These zur anschließenden Ausführung dar.]

Der Mann als Mensch, die Frau als „die andere“

Typik der mentalen Struktur

„Vaterkulturen“, in der Regel Hochkulturen, sind auf einen Mann als Haupt und Vorstand einer Sippe bezogen, also keineswegs notwendig auf jeden Mann. Das Patriarchat ist in vierfacher Hinsicht bestimmbar:

- Der „Vater“ ist der Träger des Rechts. Alle alteuropäischen Rechte sind für Männer und nicht für Frauen geschrieben und dienen der Regelung von Konflikten.
- Der „Vater“ ist Besitzer der Frau(en), Kinder, Sklaven, des Viehs, des Bodens etc.

Aus dem Besitz erwächst auch seine Sorgepflicht.

- Der „Vater“ ist Träger des Logos, des Wissens, der Wissenschaft in all ihren Zweigen bis zu den Künsten und der Literatur.
- Der „Vater“ hält die Verbindung zu den Göttern und hat die reli-

giöse Verwaltung des Heiligen inne.

Der Ausdruck „mental“ ist abgeleitet vom griechischen „menis“ (Zorn, Mut, Kraft, Vorsatz), das im Lateinischen „mens“ (Absicht, Zorn, Verstand, Vorstellung), schließlich im Deutschen „man“, „männlich“, „Mensch“ auftritt. Wenn die Ilias mit der Zeile beginnt: „Den Zorn, singe, o Göttin des Achilles“, so zeigt das erste Wort „menin“ gleichsam das Signalwort einer neu gewonnenen Art des Wirklichkeitsbezuges an. Und Minerva, die lateinische Entsprechung zu Athene, nennt auch im Namen der Göttin die von ihr geforderte Richtung. Denn im Griechenland des 5. Jahrhunderts vor Christus, um in unserem Kulturraum zu bleiben, bricht ein Denken durch, das die alte mythische Polarität zur Dualität ver-

Gliederung

Teil I – AUFTRAG 223

- Die Macht der Mütter – Typik der magischen Struktur
- Die Frau als Rätsel des Mannes, der Mann als Löser der Frau – Typik der mythischen Struktur

Teil II – AUFTRAG 224

- Der Mann als Mensch, die Frau als „die andere“ – Typik der mentalen Struktur

Teil III – AUFTRAG 225

- Menschlichkeit und Göttlichkeit beider Geschlechter – Der jüdisch-christliche Entwurf
- Zum Horizont der Gegenwart

schärft: Wo zuvor das „sowohl – als auch“ galt, gilt nun das „entweder – oder“. Diese Welt entwirft Gesetz, Richtung, Entschiedenheit, Recht, das jetzt notwendig wird, um gut und böse eindeutig zu scheiden (Hammurabi, Lykurg, Solon, Moses, Minos – um einige der zum Teil sagenhaften Begründer des Rechts zu nennen). Zugleich geht damit einher der Sinn für das „Richtige“, das sinnfällig die Wendung zum Recht und nach rechts bedeutet; die griechische Schrift läuft nunmehr von links nach rechts.¹⁶ In der erstmaligen Entscheidung des „Herkules am Scheidewege“, der richtig nach rechts geht; in dem Y des Pythagoras, der mit diesem Buchstaben, in die rechte Hand der Schüler gezeichnet, das Bewußtsein der beiden Richtungen ausdrückt – überall hier steht rechts für Zukunft, auch für gut, wahr oder lebendig,

links für „sinister“ im Sinne von böse, falsch und tödlich.

Daß dies kein Zufall ist, vielmehr im Gegenteil mit einer Fülle anderer Entscheidungen und Bewertungen zusammenhängt, zeigt ein Text, der in diesem Zusammenhang, nicht zuletzt in der Geschlechterfrage, bisher nicht zur Kenntnis genommen wurde. Der Begründer der Philosophie, Pythagoras, hat gleichsam als Ursprungsdokument der Philosophie eine Gegensatztafel von zehn Prinzipien aufgestellt, die sich als unversöhnlich oder eben gegensätzlich von zehn Unprinzipien abstoßen. Damit ist eine Unterscheidung der Welt getroffen, die nicht nur Ordnung, sondern zugleich Wert, Einsicht, Beherrschung bedeutet – ein grundsätzliches „Sich-Zurecht-Finden“ in der bisherigen Richtungslosigkeit des Mythos. Damit beginnt nicht nur die Philosophie, es beginnt überhaupt Bewußtwerdung im Sinne von Klarheit, Gültigkeit, Wahrheit, die sich nicht mehr durch das Vergessen ergänzt (Aletheia bestimmt die Wahrheit gerade im Gegenzug zur Lethe, dem Fluß des Vergessens). In der Überlieferung des Aristoteles nimmt sich die elementare Gegensatztafel des Pythagoras so aus:¹⁷

„Grenze und Unbegrenztes
Ungerades und Gerades
Einheit und Vielheit
Rechts und Linkes
Männliches und Weibliches
Ruhendes und Bewegtes
Gerades und Krummes
Licht und Finsternis
Gutes und Böses
gleichseitiges und ungleichseitiges Viereck.“

Jeder dieser Gegensätze könnte für sich selbst beleuchtet werden; in Zusammenhang mit der Geschlechterfrage springt hier aber vor allem die Gleichsetzung des Weiblichen nicht nur mit der einen Hälfte, sondern mit ausdrücklich negativen Werten ins Auge. Deutlicher: Die Gegensatzreihe darf nicht symmetrisch gelesen werden; sie ist vom Ansatz her asymmetrisch, da nur die eine Seite, die eine, rechte, lichte, gute, männliche Seite qua Definition (=Grenze) sich der Einsicht zuordnet. Über das Weibliche läßt sich nur noch ausgrenzend, eben deswegen aber nur noch im Unterschied zu dem Erkennbaren sprechen.

Damit wird die bisherige Verwiesenheit der beiden Hälften aufeinander nicht aufgegeben, aber sie wird nun neu bewertet, genauer: Der Wert richtet den Unwert, bestimmt ihn durch Bändigung. Nun wird die Leere, das Unbestimmte, die Potenz von der männlichen Form her gelesen, gehalten, eben definiert. Nur vom Einem aus läßt sich über Vielfalt reden, nur vom Guten aus das Böse aussondern. Der Mann wird zum Wirklichen, die Frau zum Möglichen, das von ihm, dem Mann, verwirklicht wird. Folge (oder Ursache?) dieses Denkens ist eine Zeugungstheorie, worin der Mann als Sämann, die Frau als Ackerfurche auftritt. „Ist die Erde dem Vermögen nach ein Mensch? Doch wohl nicht; vielmehr erst, wenn sie Same geworden ist. (...) Was ist die Ursache im Sinne von Stoff? Etwa die Menstruation?“¹⁸ Wenn es bei Parmenides (um 500 v. Chr.) noch heißt: „Auf der Rechten (der Gebärmutter läßt der Same entstehen) die Knaben, auf der linken die Mädchen“¹⁹, so ist bei Aristoteles diese räumliche Zuordnung bereits in eine hierarchische Ordnung umgewandelt. Seit daher bestimmt die klassische Philosophie (und Theologie) den Mann als den einzigen Erzeuger des neuen Menschen, der im übrigen wieder ein kleiner Mann ist und nur durch „widrige Umstände“ – so Aristoteles – beim Transport in das passive Gefäß der Frau zu einem Mädchen degeneriert. Bekanntlich folgt noch Thomas von Aquin der Vorstellung von der Frau als dem „Mangelhaften und Zufälligen“,²⁰ weil die Schwächung der wirkenden Kraft des männlichen Samens durch die schlechte Materialität der Mutter verschuldet sei. Entsprechend sei der Vater ontologisch mehr zu lieben als die Mutter.

Zweifellos geht mit diesem Sinn für das „Richtige“ und Aktive auch das Durchsetzen des Vaterprinzipes einher, das hier nicht in allen unerhört wichtigen Folgerungen geistesgeschichtlicher Art benannt werden kann; festgehalten sei hier nur, daß aus dem bisher richtungslosen Verquicktsein mit der Umwelt oder Natur nun das Bewußtsein des Raumes durchbricht, der dimensional, also meßbar gedacht wird. Raum ist nicht ohne Bewußtwerdung von

Richtung zu denken. Bereits in dieser kleinen Beobachtung wird deutlich, zunächst unabhängig von der Geschlechterfrage, daß die mentale Struktur zunächst eine faszinierende Befreiung aus dem Psychisch-Unentschiedenen, Unpersonalen, dem Kreislauf des Immergleichen darstellt. Noch in ihren heute so deutlich empfundenen Ungleichheiten liegt die Größe des Durchbruchs in eine Welt der Einzigkeit, Unverwechselbarkeit, des Wissens gegenüber der bloßen Meinung, der Wahrheit gegenüber dem bloß Stimmigen, der Klarheit gegenüber dem Halbdunkel traumhafter Weltbeziehung. Freilich wird die Eindeutigkeit nur als Einseitigkeit durchgesetzt. Die Identifizierung von Recht und Mann bedeutet geschichtlich auch die Identifizierung von Rechtlosigkeit und Frau; alles Bewußte wird nunmehr auf Kosten des Unbewußten, des Unmeßbaren gelebt (die bisher „selbstverständliche“ Bilderwelt läßt sich nicht mehr lesen, sondern muß nun sinnvoll gedeutet werden). Auch die mütterliche, den Ahnen und den Toten zugewandte Vergangenheit wird nun auf das Zukünftige männlicher Direktiven überholt. Der Mensch als Mann versteht sich verstärkt herkunftslos, autonom, nicht von der Mutter, sondern von sich selbst begründet, als „Selbstdenker“ (Nietzsche formuliert im „Zarathustra“ das Wortspiel „Selbstdenker-Selbsthenker“).

Solche Formulierungen deuten ein Verhängnis an, das sich heute in der Spätzeit des mentalen Welt- und Selbstverhaltens deutlich ausprägt. Dennoch wird diese Entwicklung falsch eingeschätzt, vielleicht könnte man sagen: Man wird ihrem Rechtsbewußtsein nicht gerecht, wenn man die ursprüngliche Befreiung darin nicht als den eigentlich bewegenden Ansatz der Veränderung verstanden hat. Dies entbindet nicht von einer Kritik; sie müßte nur vor dem Hintergrund einer eindringenden Kenntnis der gewonnenen gedanklichen Leistungen ihrerseits verantwortlich geleistet werden.

Sofern der Logos die Welt des Mannes durchdringt, durchdringend klärt, wird nun alles Nicht-Logosbestimmte gerichtet und ausgeschlossen. In dieser Welt des Exklusiven rückt die Frau nun ent-

schieden auf die Seite des zu Bändigenden, das unter den Schleier gehört, in dieses Dunkel, in dem sie ohnehin „zu Hause“ ist, das aber in der Kleidung noch einmal betont wird mit dem Verbinden der Mundpartie, der Unsichtbarkeit ihres Körpers, der Alterlosigkeit unter den schwarzen Gewändern, dem Gesichtslosen. Deutlicher als bisher, dualistischer als zuvor gerät die Frau auf die Seite nicht nur des Verborgenen, sondern notwendig des Dienenden. Wenn sie an der männlich geprägten Welt teilnimmt, dann zweitrangig, falls nötig maskulinisiert, wie die Bildungsgeschichte an den mönchisch oder männlich verkleideten mittelalterlichen Frauen zeigt. In einer Reihe von Kulturen (besonders der europäischen) gelangt die Frau auch zu einem gewissen Recht, ohne daß ihr dies jedoch ursprünglich, vielmehr nur abgeleitet zukommt.²¹ Der Geschlechter-„kampf“ kann von mehrfachen Vollzügen her bestimmt sein: vom „Benutzen“ der Frau als Gebälerin, während sich Liebe im personalen Sinn von Mann zu Mann aufbauen kann

wie im antiken Griechenland; vom Einsetzen der Frau als Arbeitskraft oder auch als Mitgiftbringerin (bis zum heutigen Tag finden sich „Mitgiftmorde“ zum Zweck einer zweiten Heirat in Indien!). Die starke Geschlechterspannung entwickelt freilich auch den personalen Bezug, etwa im Minnedienst, im Gedanken der Einzigkeit der Geliebten, ja der unglücklich Geliebten. Und es gelingt auch, die Liebe als die eigentliche „Versöhnung“ des Kampfes zwischen den Geschlechtern zu erfassen, wie es Hegel in den „Vorlesungen über Ästhetik“ II versucht. Dennoch, auch bei Hegel in der „Rechtsphilosophie“ von 1821 (§§ 161 – 169), gilt als Regel die hierarchische Überordnung des Mannes über die Frau als das Gegebene; im Recht wird nur nachvollzogen, was die Natur ohnehin eingerichtet hat.²²

Diese (noch) so vertraute Welt sei mit den wenigen Hinweisen nur angedeutet; gerade hier ist das Forschungsmaterial überreich und soll deswegen als Porträt einer Denkhaltung nicht gänzlich ausgezeichnet werden.

Anmerkungen

- 16 Im Russischen heißt „na prawa“ rechts, „prawda“ Wahrheit, – Sichtlich gibt es auch eine außereuropäische Überlieferung dieser Art; die Callawaya-Indianer Boliviens bezeichnen bei den Heilungsritualen mit „links“ die schlechte Richtung, in die das Übel zurückkehren muß, denn links signalisiert „hinweg“; vgl. Ina Rösing Diederich, Und der Fluß trägt die Trauer davon, in: Forschung. Mitteilungen der DFG 1/87, 7–10.
- 17 Aristoteles, Metaphysik A. 5 (986 a 22 bis 986 b 2): Meinungen der ersten Philosophen über die Prinzipien und Ursachen.
- 18 Aristoteles, Metaphysik, 1049 a, vgl. 1044 a, 1071 b und De generatione et corruptione 335 b 6.
- 19 Parmenides, Fragment 17
- 20 Thomas von Aquin, Summa Theologiae I, q. 92, 1 ad 1.
- 21 Die Rechtsgeschichte belegt diese Behauptung gerade mit ihren Anfängen zweifelsfrei; verwiesen sei nur auf die so merkwürdig berührende Tatsache, daß auch die zehn Gebote des Moses ursprünglich für Männer formuliert waren (s. das 9. Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib.“) – Als Olympe de Gouges 1791 die Frauenrechte formuliert („Les droits de femme et citoyenne“), übernimmt sie schlechthin das Modell der Menschen-/Männer-Rechte.
- 22 Die Diskussion des Naturrechts kennt zwei Seiten: überwiegend die „natürliche“ Unterordnung der Frau, aber auch – in geringerem Maße und christlich inspiriert – die Betonung ihrer Gleichgeschöpflichkeit und Gleich-Rechtlichkeit. Die Bedeutung des Naturrechts für die Minderstellung der Frau ist erst ungenügend geklärt. Vgl. Ernst-Wolfgang Böckenförde/Franz Böckle (Hrsg.), Naturrecht in der Kritik, Mainz 1973.

KURZ NOTIERT

Zulehner beklagt Defizite bei kirchlicher Verkündigung

Wien, 08.03.96 (KNA) Defizite in der kirchlichen Verkündigung hat der Wiener Pastoraltheologe Paul Michael Zulehner beklagt. Der vermehrte Zulauf zu Glücksbringern, Wahrsagern und Wunderheilern sei nur ein Beispiel dafür, wie sehr sich die „Religion der Leute“ von den offiziellen Lehren der Kirchen unterscheide, sagte Zulehner am Donnerstagabend in Wien. Eine Ursache dafür sei die Tatsache, daß heute beim Glauben die „Regie bei der Person und nicht mehr bei der Kirche liegt“. Weiter bedauerte der Pastoraltheologe, daß die zeitgenössische Theologie „kaum noch etwas mit dem zu tun

hat, was die Leute umtreibt“. Zulehner wörtlich: „Ob die Priester heiraten dürfen oder nicht, hilft keinem Obdachlosen.“ Er empfahl den Kirchen „eine Option für die kleinen Leute, für ihre kleinen religiösen Brötchen, für ihre Alltagsorgen“.

Ex-Jugoslawien: Wieder katholisch-orthodoxer Dialog

Belgrad, 08.03.96 (KNA) Im früheren Jugoslawien soll der katholisch-orthodoxe Dialog wieder aufgenommen werden. Auf serbisch-orthodoxer Seite wollen die Metropoliten von Montenegro, Amfilohije Radovic, und von Novi Sad, Irinej Bulovic, sowie der Bischof von

Branicevo, Ignatije Midic, an den Beratungen der gemischten katholisch-orthodoxen Kommission für Begegnung und Dialog in Ex-Jugoslawien teilnehmen. Das gab die serbisch-orthodoxe Kirche am Freitag in Belgrad bekannt. Die Gespräche sollen vom 16. bis 18. März im Schweizer St. Gallen stattfinden. Die Kommission wurde 1991 gegründet und traf sich bislang einmal, im Jahr 1992. Wer von katholischer Seite an den Gesprächen teilnehmen wird, wurde noch nicht bekanntgegeben.

KIRCHE UND GESELLSCHAFT

In Ruanda waren Priester an Morden beteiligt

Schwierigkeiten bei der Aufarbeitung des Genozids in dem afrikanischen Land

Eine tiefergehende innerkirchliche Aufarbeitung der Massaker in Ruanda fordern die verbliebenen beziehungsweise zurückgekehrten ausländischen Priester in dem afrikanischen Land. Die Fragen, die sich stellten, seien: Wie konnte sich ein derartiger Genozid in einem Land ereignen, das zu siebzig Prozent christlich und zu sechzig Prozent katholisch ist? Warum wurden so viele Opfer ausgerechnet in Kirchen und in kirchlichen Gebäuden niedergemetzelt? Und wie soll die Kirche mit der Komplizenschaft ihrer Mitglieder in diesem Genozid umgehen, sich läutern und als „spiritueller Faktor“ in der „Nach-Genozid-Ära“ wiedererstehen? Das erklärte der aus Irland stammende Theologe und Ruanda-Missionar Mickey Hennity in einem Gespräch mit der amerikanischen katholischen Wochenzeitung „National Catholic Reporter“.

Es gebe Stimmen, die als einen der Gründe für das moralische Versagen der Kirche darin sehen, daß sie in Ruanda mit Unterstützung der wirtschaftlichen und politischen Elite der Hutu ein gewaltiges finanzielles Imperium errichtet habe, sagte Hennity. Damit habe sich die Kirche jedoch in ihrer Aufgabe als prophetische Führerin kompromittiert. Sie sei ein Faktor geworden, der von den politischen Mächten manipuliert werden konnte. Andere Stimmen sehen den Fehler darin, daß die Glaubensverkündigung mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Bekehrungen geachtet habe.

Hennity stellte fest, daß die Bischöfe in Ruanda, anders als ihre Amtsbrüder in Kenya und Burundi, es nicht fertigbrachten, die Praxis der politischen Manipulation des ethnischen Hasses an den Pranger zu stellen. Als Beispiel für das Dilemma, in dem die Kirche heute stehe, nannte Hennity die Pfarrei

Cyanika in Südwest-Ruanda, in der er seit Ende 1994 tätig ist. Nach detaillierten Recherchen habe er sich einen Eindruck von den Geschehnissen gebildet, sagte der Theologe. Viele Pfarrbewohner hätten ihm ihr Wissen nur zögernd und nur unter dem Versprechen absoluter Verschwiegenheit mitgeteilt.

Heute wisse er, daß allein in Cyanika sechs- bis siebentausend Menschen, größtenteils Tutsi, in der Kirche oder unmittelbar hinter der Kirche ermordet worden seien. Die Mörder seien vielfach Pfarrmitglieder so wie die Ermordeten selbst gewesen, sagt der irische Geistliche.

Den Opfern sei erklärt worden, sie sollten sich in der Kirche aus Sicherheitsgründen und zur Nahrungsmittelverteilung versammeln. Die Morde seien schon lange im voraus geplant worden. An der Planung beteiligt sei der örtliche Hutu-Bürgermeister gewesen. Einige Hutus seien gezwungen worden, zu töten, andere taten es gerne. Sie hätten Macheten, Äxte und Schußwaffen verwendet. „Es wurde eine Art Massenhysterie des Tötens“. Unter den Ermordeten sei auch der Pfarrer von Cyanika, Joseph Nyomugabu, gewesen. Die meisten überlebenden Tutsi, etwa drei- bis viertausend seien geflohen. Die Drahtzieher und Hauptakteure der Massaker seien noch in den Lagern. Hennity: „Diejenigen Hutus, die hiergeblieben sind, waren in kleinerem Ausmaß in die Morde involviert.“

In der Pastoralarbeit sei es schwer gewesen, auf die Notwendigkeit von Gerechtigkeit und Erinnerung an die Toten hinzuweisen, sagte der Missionar: „Eines der schwierigsten Dinge war es, die Menschen dazu zu bringen, daß sie zugeben, daß sich die Massaker wirklich ereignet haben. Wir saßen mit ihnen, und wir redeten, monatelang, über das Thema, ob die

Menschen, die ermordet wurden, zur Kirche gehörten, ob sie ein Recht auf ein christliches Begräbnis haben und ob ihre Angehörigen das Recht haben, die Morde öffentlich zu beklagen.“ Es sei auch über die Frage geredet worden, auf welche Weise die Ereignisse betrauert werden sollten: „Es gibt ja keine ‘Kultur der Trauer’ die einen Genozid abdeckt.“ Da die sterblichen Überreste meist nicht mehr identifiziert werden könnten und da es viel zu wenig verfügbares Land gebe, habe die Kirche entschieden, daß Gedenktafeln an drei gefundenen Massengräbern errichtet werden, sagte Hennity. Öffentliche Begräbnisfeiern seien immerhin ein erster Schritt, der zeige, daß die Kirche sich des Faktum des Genozids annehme und damit zurechtkomme. Die Pfarrangehörigen seien allerdings noch nicht imstande, auch den zweiten Schritt zu tun. Der zweite Schritt aber wäre, diejenigen Tutsi, die geflohen sind, zur Rückkehr einzuladen und ihnen beim Wiederaufbau ihrer Häuser zu helfen.

Es gebe auch ein anderes Modell zur Aufarbeitung der Vergangenheit, berichtet Hennity: „In einigen Pfarreien – es sind aber nur wenige – wurde sämtlichen Pfarrmitgliedern die Kirchenmitgliedschaft aufgekündigt. Eine Neueintragung war nur möglich, nachdem sich der Bewerber an einer über mehrere Monate anberaumten Diskussion mit Tiefgang über den Genozid beteiligt hatte, wo es auch darum ging, was es bedeutet, in diesem Kontext ein Christ zu sein.“ Es habe bis jetzt gedauert, daß manche zugeben konnten, daß sie etwas Falsches getan haben, und daß sie um Vergebung gebeten hätten. Besonders erschüttert habe ihn, daß an manchen Orten, etwa in Kibeho, Priester in die Massaker verwickelt waren. (DT/KAP)

KURZ NOTIERT

Burundi: Priester sind bevorzugte Angriffsziele der Tutsi

In Burundi ist am Freitag, dem 1. März, ein katholischer Geistlicher bei einer Schießerei ums Leben gekommen. Pfarrer Sylvestre Hakizima habe sich am frühen Morgen zu einer Pfarrei in die Provinz Nyozi begeben, um dort den Gottesdienst zu feiern, berichtete der Brüsseler Informationsdienst ANB/BIA am Freitag unter Berufung auf kirchliche Stellen in Burundi. Dabei sei er in einen Hinterhalt geraten. Der Priester sei bei der Schießerei sofort getötet worden. Bereits Hakizimas Vorgänger in der Pfarrei sei ermordet worden.

Das Bonner „Burundi-Büro“ sieht in Priestern die bevorzugten Angriffsziele für Tutsi-Extremisten. Die Organisation erklärte am Mittwoch, dem 6. März, Ziel sei es, die Priester in dem ostafrikanischen Land als gebildete Elite der Hutu und als Zeugen von Menschenrechtsverletzungen zu vernichten. Seit dem Putschversuch im Oktober 1993 seien 14 Priester ermordet worden. Angesichts von Morddrohungen hätten mehr als 30 Priester das Land verlassen müssen.

(KNA vom 04. u. 06.03.96)

UNO: Weiter gezielte Angriffe gegen Zivilisten in Somalia

Genf, 06.03.96 (KNA) Die somalischen Kriegsparteien greifen nach einem UNO-Bericht die Zivilbevölkerung des ostafrikanischen Landes weiter gezielt an. Immer wieder würden Wohnviertel und Dörfer mit Artillerie beschossen, erklärte der UNO-Sonderberichterstatter Mohamed Charif in einem am Dienstag, dem 5. März, in Genf veröffentlichten Bericht für die UNO-Menschenrechtskommission. Die Angriffe forderten unzählige Opfer. Mitglieder der Opposition würden durch willkürliche Hinrichtungen beseitigt. Besonders zu leiden hätten ältere Clan-Mitglieder, die sich für ein Ende des anhaltenden Stammeskrieges einsetzten. Frauen feindlicher Clans würden auch vergewaltigt. Unter der gegenwärtigen Lage hätten

auch die rund 350.000 Vertriebenen zu leiden, heißt es in dem Bericht. In mehreren Lagern würden sie von den Kriegsparteien wie Gefangene gehalten und könnten sich nur nach Bezahlung eines Schutzgeldes relativ frei bewegen. Wegen der andauernden Gefahr neuer umfassender Kämpfe lebten noch immer rund 450.000 Somalis als Flüchtlinge in den Nachbarländern Kenia, Äthiopien und Dschibuti. Nach dem UNO-Bericht wird in der Hauptstadt Mogadischu weiter zwischen Truppen von Ali Mahdi Mohamed und Mohamed Farah Aidid um die Beherrschung der Stadt und den Südtteil des Landes gekämpft. – Die Kämpfe in Somalia waren nach dem Sturz von Diktator Siad Barre Ende 1991 ausgebrochen.

Lehrstuhl für Christliche Theologie in Iran

TEHERAN/ROM (DT/KAP). An der Islamischen Universität im iranischen Qum – dem geistigen Zentrum des schiitischen Islam – ist ein Lehrstuhl für Christliche Theologie eingerichtet worden. Die Eröffnungsvorlesung hielt der italienische Theologe, Islamologe und Orientalist Franco Ometto. Wie die italienische katholische Nachrichtenagentur SIR berichtet, war Ometto überrascht, bei den Studenten umfassende Kenntnisse des Alten und Neuen Testaments vorzufinden. Auch hatte er viele Einwendungen im Hinblick auf die christliche Grundaussagen über die Dreifaltigkeit Gottes und die Menschwerdung Gottes

erwartet, die beiden Glaubensüberzeugungen, die trennend zwischen Christentum und Islam stehen. Tatsächlich kamen aber nur Fragen im Hinblick darauf, „wie weit der menschliche Geist bei der Auslotung des Geheimnisses Gottes gelangen kann“. Ometto hofft, daß der neue Lehrstuhl zu einer Verbesserung des Verhältnisses zwischen Christen und Muslimen beitragen kann. Die Islamische Universität in Qum zählt vierzigtausend Studenten an 85 Instituten, die dreißig Bibliotheken umfassen hunderttausende Bände und zehntausende Handschriften, sind aber auch mit modernster Technik ausgestattet.

Nuntius im Sudan beklagt Repressalien gegen die Kirche

Die Regierung in Khartoum hat nach Ansicht des Apostolischen Nuntius im Sudan, Erzbischof Ender, „Stasi-Methoden“ bei ihrer jüngsten Kampagne gegen die katholische Kirche in ihrem Land angewandt. In einer am vergangenen Samstag im Vatikanischen Pressesaal herausgegebenen Erklärung warf der frühere Leiter der deutschsprachigen Sektion des Vatikanischen Staatssekretariats dem Sudan vor daß nur durch die Anwendung von Folter, Einschüchte-

rung und Todesdrohungen Anklagen und Geständnisse erpreßt worden seien. Die Vorfälle erinnerten an die „Taten und Missetaten“ der Staatspolizei in der DDR. In der Erklärung werden die Angriffe der sudanesischen Regierung gegen die katholische Kirche scharf zurückgewiesen. Die Kampagne gegen die Kirche stehe in offenem Widerspruch zu allen Erklärungen des guten Willens und der Verfügbarkeit zum Dialog zwischen Kirche und Regierung.

Auseinandersetzung um das Unterrichtsfach „Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde“ (LER)

SPD-Fraktion in Brandenburg streicht Befreiungsmöglichkeit von LER

Das Unterrichtsfach „Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde“ (LER) wird in Brandenburg voraussichtlich Pflichtfach ohne Abmeldemöglichkeit. Wie der SPD-Fraktionsvorsitzende Wolfgang Birthler am 20.02. in Potsdam ankündigte, wird die SPD-Fraktion die im Schulgesetz-Entwurf der Landesregierung vorgesehene Befreiungsklausel für Schüler, die von den Kirchen verantworteten Religionsunterricht besuchen, streichen. Die Fraktion habe bei ihrer Sitzung keinen Kompromiß mit der Landesregierung gefunden. Die Fraktion sehe sich in ihrer Auffassung allerdings von Verfassungsrechtlern bestätigt.

Brandenburgs Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) bedauerte die Absicht der Fraktionsmehrheit. Stolpe unterstrich seine Überzeugung, daß auch ohne eine solche Befreiungsklausel niemand gegen sein Gewissen zur Teilnahme an LER gezwungen werden dürfe. Entsprechende Verwaltungsrege-

lungen müßten nach Inkrafttreten des Schulgesetzes vorgenommen werden. – Der Schulgesetz-Entwurf, der zur Zeit im Bildungsausschuß des Landtags beraten wird, soll im März verabschiedet werden. Danach soll das wertorientierte Pflichtfach LER eingeführt werden, Religionsunterricht soll kein ordentliches Unterrichtsfach, sondern freiwilliges Wahlfach werden.

Bundestag: Union und FDP kritisieren Brandenburg wegen LER

Der Bundestag soll nach dem Willen der Bonner Koalitionsfraktionen die Brandenburger Pläne zum Religionsunterricht für nicht verfassungsgemäß erklären. In dem von den Fraktionschefs Wolfgang Schäuble (CDU), Michael Glos (CSU) und Hermann Otto Solms (FDP) am Mittwoch, dem 06.03.96, vereinbarten Bundestags-Antrag wird kritisiert, daß das Fach „LER“ als Pflichtfach eingeführt und der

Religionsunterricht kein ordentliches Lehrfach werden soll. Das Brandenburger Vorhaben widerspricht nach Ansicht von Union und FDP dem Grundgesetz, nach dem Religionsunterricht an öffentlichen Schulen als ordentliches Lehrfach erteilt werden muß.

Die Koalitionspolitiker begründen ihren Antrag mit der Verpflichtung des Bundes, die verfassungsmäßige Ordnung der Länder entsprechend den Grundrechten zu gewährleisten. Zur Vermeidung einer Normenkontrollklage vor dem Bundesverfassungsgericht müßten Landesregierung und Landtag in Potsdam eine „der bundesstaatlichen Ordnung entsprechende verfassungsmäßige Regelung finden, wie sie auch die Kirchen in Brandenburg vorgeschlagen haben“. Beide Kirchen und die CDU/CSU-Bundestagsfraktion haben bereits Verfassungsklagen für den Fall der Verabschiedung des Gesetzes angekündigt. (KNA)

Die Normenkontrollklage gegen das Schulfach LER ist berechtigt – und notwendig

Martin Lohmann

Die Sache wirkt harmlos, ist aber gefährlich, viel gefährlicher, als man zunächst vermuten möchte. Auf den ersten Blick scheint es vielleicht noch so, als wolle das Land Brandenburg lediglich etwas Neues ausprobieren. Schließlich hört sich ja der Name des neuen Unterrichtsfaches ganz ordentlich an: Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde, kurz LER. Doch dahinter versteckt sich eine eiskalte Attacke gegen den Staat des Grundgesetzes. Im Land des einstigen Konsistorialpräsidenten im Dienst der evangelischen Kirche,

Manfred Stolpe, soll an öffentlichen Schulen LER die Regel, Religionsunterricht hingegen nur die mühsame Ausnahme werden. Mit dem „bekenntnisfreien Charakter seiner Lerninhalte“ und dem bewußten Verzicht auf die „Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften“ wird für LER geworben, ein Fach, dessen konzeptionelle Geburt noch zu DDR-Zeiten geschah – und den Geist der Feindschaft zwischen Staat und Kirche atmet.

Doch die ist im Grundgesetz nicht vorgesehen. Im Gegenteil.

Dort wird der konfessionelle Religionsunterricht „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften“ als Normalfall geradezu beschworen. Warum? Weil der demokratische Rechtsstaat auf vorgegebene Werte – und deren Vermittlung – existentiell angewiesen ist und bleibt. Die Trennung von Kirche und Staat ist daher nicht radikal, sondern eine wertgebunden abgefederte. Sie darf nicht mißbraucht werden, um etwa die Kirche von der Gesellschaft zu trennen.

Ohne partnerschaftliche Zu-

sammenarbeit von wertestiftenden Religionen und wertneutralem Staat – vor allem in der Schule – wird aus umfassender Bildung ein gefährlicher Torso. Was, bitte schön, wäre eigentlich Ethik ohne Rückbindung, ohne re-ligio? Mehr als eine wohlklingende Worthülse? Wieviel Ethik ohne Religion gibt es denn? Ja, gibt es sie dann überhaupt? Läßt sich mit religionsfreier Ethik beispielsweise die Frage nach dem Sinn des Lebens wirklich beantworten? Bleibt aber nicht ohne diese Frage ethischer Anspruch letztlich völlig unverbindlich?

Es mag nett klingen, ist aber das Ergebnis einer ideologischen Verblendung, wenn man von einem objektiven Standpunkt über den Reli-

gionen träumt und dann noch meint, mit diesem Konstrukt Lebensgestaltung anbieten zu können. Keine Frage: Ein Ethikunterricht als Pflichtersatzfach für diejenigen, die sich vom Religionsunterricht abmelden, ist sinnvoll. Nicht aber der generelle Ersatz durch LER. Es entstünde eine staatliche Religionskunde, die schließlich auch dem Gebot staatlicher Religionsneutralität widerspricht.

Wenn Brandenburg den geplanten Abschied von umfassender Bildung will, werden Normenkontrollklagen vor dem Bundesverfassungsgericht zwingend jedenfalls für alle, denen das Wertsystem unseres Staates noch etwas wert ist und die wollen, daß Schüler den Zugang zu einer Orientierung ha-

ben, die Lebensgestaltung konkret möglich macht. Es ist zu begrüßen, daß nun auch die beiden christlichen Kirchen entschlossen sind, in Karlsruhe für die Verfassung und ihren Anspruch zu klagen.

Es steht mehr auf dem Spiel als „nur“ der Religionsunterricht, den manche irrtümlich (absichtlich?) mit Glaubensunterweisung verwechseln. Es geht, man mag das hören wollen oder nicht, um die humane Kultur einer Gesellschaft, die auf den Beitrag der Kirchen zum Bildungsauftrag der Schule nicht verzichten kann. Weil es um den Rechtsstaat geht, darf Religionsunterricht nicht zum Leerfach verkümmern.

(Aus: Rheinischer Merkur vom 08.03.1996)

Bischöfe: Religionsunterricht allein reicht nicht aus

Der Religionsunterricht in der Schule muß nach Auffassung der katholischen Bischöfe von Dresden-Meißen, Erfurt und Magdeburg auch weiterhin durch Angebote der Glaubensunterweisung in den Pfarrgemeinden ergänzt werden. In einem am Mittwoch veröffentlichten gemeinsamen Schreiben „Über die religiöse Unterweisung unserer Kinder im Schulalter“ fordern die Bischöfe Joachim Reinelt, Joachim Wanke und Leo Nowak dazu auf, die Heranwachsenden im Leben der Familien und Pfarrgemeinden religiös nicht alleinzulassen. Das Schreiben ist an alle katholischen Eltern, Religionslehrer und Seelsorger gerichtet.

Die Bischöfe betonen, der konfessionelle Religionsunterricht in der Schule sei ein Beitrag zur Erziehung zu einem klaren Gottes- und Menschenbild, das die Kinder vor „Psychosekte[n], okkulten Praktiken und sonstigen religiösen Scharlatanen“ bewahren könne. Er erreiche auch Schüler, die keiner Kirche angehörten. Für die Glaubensunterweisung von Kindern und Jugendlichen reiche der Unterricht in der Schule jedoch nicht aus, erklären die Bischöfe. Notwendig sei ein „zweites Standbein: die Seelsorge an und mit Kindern in der Pfarrgemeinde selbst“. Wichtige katechetische „Knotenpunkte“ für Kinder und Schüler

seien „Religiöse Kinderwochen“, Kinderwallfahrten, Schola-Arbeit und Ministrantengruppen.

Mit Blick auf den Religionsunterricht sprachen sich die Bischöfe dafür aus, angesichts sinkender Kinderzahlen Schüler aus verschiedenen Klassen, Jahrgängen oder Schulen zu Unterrichtsgruppen zusammenzufassen. In den drei Bistümern könne der Unterricht auch in kirchlichen Räumen erteilt werden. Die Bischöfe bekräftigten den Grundsatz des konfessionellen Unterrichts, denn Schüler und Eltern sollten „die Sicherheit haben, daß der Religions-

unterricht inhaltlich von der Kirche verantwortet wird, der sie angehören“. Dies schließe nicht aus, daß sich die Kirchen bei der Gestaltung ihres jeweiligen Religionsunterrichts „in ökumenischer Offenheit und auf der Basis vertrauensvoller Zusammenarbeit untereinander verständigen“. – Im laufenden Schuljahr nehmen nach Angaben der jeweiligen Kultusministerien in Sachsen 6.709 Kinder am katholischen Religionsunterricht teil. In Thüringen sind es 22.732 und in Sachsen-Anhalt 893.

(KNA vom 06.03.96)

Neue Länder:

Besuch in katholischen Schulen ungebremst

Die Nachfrage nach katholischen Schulen in den neuen Bundesländern ist nach Einschätzung der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz ungebremst. Wie der Leiter der Zentralstelle, Prälat Bernhard Krautter, am Dienstag, dem 05.03.96, in Bonn mitteilte, sind an den inzwischen 36 katholischen Schulen im Osten Deutschlands fast die Hälfte der Schüler ungetauft. Dies zeugt nach seiner Auffassung von der Akzeptanz der Einrichtungen auch unter kirchlich nicht gebundenen Menschen.

Eine klare Absage erteilte Krautter dem brandenburgischen Vorhaben, statt Religionsunterricht des Ersatz-Fach „Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde“ (LER) einzuführen. Er begrüßte den wachsenden Widerstand betroffener Eltern, die sich durch die Verweigerung des Religionsunterrichts als ordentliches Lehrfach in ihren Grundrechten verletzt fühlten. Krautter äußerte sich nach einem Treffen mit den Leitern der katholischen Einrichtungen, die am Dienstag im brandenburgischen Bad Saarow zu Ende ging. (KNA)

Leben aus dem Glauben

Anmerkungen zum zweiten Band des Katholischer Erwachsenen-Katechismus*

10 Jahre nach dem ersten Band des Kath. Erwachsenen-Katechismus „Das Glaubensbekenntnis der Kirche“ ist 1995 dieser zweite Teil erschienen.

Im ersten Band (462 Seiten) wird auf der Grundlage des Großen Glaubensbekenntnisses – das den Christen im Osten und Westen gemeinsam ist –, das Christusgeheimnis erläutert und für die Menschen der heutigen Zeit erschlossen.

Über die Grundfragen gab es damals keine gravierenden Meinungsverschiedenheiten, man wartete gespannt auf den zweiten Teil, der sich mit dem christlichen Ethos befassen sollte. 1993 erschien dann die deutsche Ausgabe des Katechismus der katholischen Kirche, der als Grundlage unserer Glaubensaussagen unentbehrlich geworden ist.

Da außerdem am 6. August 1993 die Enzyklika Papst Johannes Paul II. „Veritatis Splendor“ erschienen ist, war es notwendig, auch diese Gedanken in den zweiten Teil einzuarbeiten.

So wird – Querverweise zeigen das immer wieder – erkennbar, daß Glaubensaussagen und ethische Schlußfolgerungen eine Einheit bilden. Damit ist dieser Katechismus eine weitere Hilfe im Dienst der Neu-Evangelisierung unseres Landes und Europas. Für die katechetische Erneuerung ist ein wertvolles Instrument gestaltet worden.

Zum Inhalt

Der Inhalt gliedert sich in drei Teile.

Der erste Teil geht von der Frage des Menschen nach sich selbst aus. Dann wird der Anruf Gottes aufgezeigt und auf die Antwort in der Bibel verwiesen. Christliche Grundhaltungen, Maßstäbe christlichen Handelns und die Frage nach dem Gewissen führen sozusagen in die Problematik heutiger Menschen ein.

Der zweite Teil umfaßt die Wegweisung Gottes für das Zusammenleben der Menschen mit Gott und untereinander, die 10 Gebote, mit dem Hauptgebot der Liebe.

Der dritte Teil und Schluß vermittelt die Aussage über die Liebe. „Furcht gibt es in der Liebe nicht, sondern die vollkommene Liebe vertreibt sie“ (1 Joh 4,18).

Ein Anhang mit zitierten Bibelstellen, Personen-, Sachregister, Abkürzungsverzeichnis und Quellen beschließt diesen Band.

Wozu hilft dieses Buch?

Es ist erstaunlich, daß in einer Zeit, in der allenthalben Kritik an der Kirche geübt wird, so wenige – auch kirchliche Bildungswerke – auf dieses Buch hinweisen.

Natürlich kann man einen Katechismus nicht wie einen Kriminalroman lesen. Aber in einer Zeit, da „jeder“ glaubt, ethische und

moralische Grundsätze postulieren zu müssen, um dem Überborden von naturwissenschaft-technischen Forderungen Einhalt zu gebieten, ist es unerlässlich, Eckpfeiler moralischen Handelns aufzuzeigen!

Die christliche Frohbotschaft – sie war in meinem langen Leben nie eine Droh-Botschaft – fordert den Mut zur Freiheit und zum rechten Handeln. Kaum jemand wird bestreiten können, daß ihm im Alltag Verkehrszeichen von Nutzen sind. Man kommt sicherer, schneller und weniger anstrengend zum Ziel. Wenn Gott, der uns nach seinem Ebenbild geschaffen hat (siehe KEK 1), nun helfende Zeichen setzt, da versagt sich der Realismus der heutigen Zeit.

Es ist in dieser Hilfe dargestellt, daß der Mensch als Mann, als Frau die gleiche Würde hat, daß der Mensch geschützt sein muß von der Empfängnis bis zum Tod, daß Humanae vitae und Königsteiner Erklärung sich nicht ausschließen,

Die Fülle der behandelten Fragen ist lebensumfassend. Das wichtigste aber ist: Gottes Ruf zur Freiheit menschlichen Lebens in Würde und Liebe.

Insgesamt ein Katechismus, der „Arbeit“ macht, der Freude und Hoffnung bringt. Er hilft uns.

* hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz, Verlag Herder, Freiburg und Verlagsgruppe engagement, ISBN 3-451-23762-8 (Herder), ISBN 3-9804422-0-9 (engagement), 509 Seiten

Juden und Judentum im neuen Katechismus der Katholischen Kirche

Ein Zwischenruf des Gesprächskreises „Juden und Christen“ beim ZdK

Die Behandlung von Juden und Judentum im 1992 erschienenen Katechismus der katholischen Kirche hat der Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) untersucht. Das Ergebnis liegt nun in einer als „Zwischenruf“ gekennzeichneten Stellungnahme vor, die am 29. Januar 1996, veröffentlicht wurde.

In seiner Stellungnahme erkennt der Gesprächskreis „Juden

und Christen“ an, daß der Katechismus dort, wo er direkt auf das Judentum zu sprechen kommt, nicht hinter die vom Zweiten Vatikanischen Konzil über die Juden und das Verhältnis der Kirche zum Judentum getroffenen Aussagen zurückfällt. Trotzdem bleibe der Katechismus hinter den Erwartungen, die man bei dieser zentralen Glaubensfrage an ihn stellen müsse, zurück. So kritisiert der Gesprächskreis beispielsweise das Fehlen ei-

ner angemessenen positiven Darstellung des Judentums als der ältesten Schwester des Christentums. Auch sei weder von der Gottes- und Nächstenliebe als Zentrum jüdischer Existenz noch von der Wertschätzung der Thora, von der Heiligung des göttlichen Namens und der Heiligung des Alltags auch im nachbiblischen Judentum die Rede. Weiterhin fehle im Katechismus das Bemühen, das Jüdische im Christentum aufzuzei-

gen. Wo dies geschehe, drohe für die Leser des Katechismus das Judentum seinen Eigenwert zu verlieren oder zur Vorstufe des Christentums zu werden.

Die Stellungnahme nennt darüber hinaus drei weitere Felder, auf denen es dem Katechismus der katholischen Kirche nicht gelungen sei, den Erneuerungswillen der Kirche umfassend zu realisieren. So erscheine das Verhältnis der beiden

Testamente der einen christlichen Bibel im Zwielficht. Wenn die Hebräische Bibel unvollkommene Vorform zum Neuen Testament gedeutet werde, sei dies eine mildere Form der Enterbung Israels.

Weiterhin sei versäumt worden, auf die Schuldgeschichte der früheren Katechismen hinzuweisen, ihre Auswirkungen zu benennen und die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Nicht zuletzt vermißt der Gesprächskreis „Juden und Christen“ im Katechismus einen Hinweis auf das erneuerte Verhältnis von Juden und Christen als Zeichen der Hoffnung inmitten einer unerlöst scheinenden Welt und als Herausforderung zu getrennt-gemeinsamer Arbeit für das Kommen des Gottesreiches.

(ZdK Mitteilungen 447/96)

ZdK: Zuwanderung gestalten

Eine umfassende politische und rechtliche Gestaltung der Zuwanderung in die Bundesrepublik und der anschließenden Integration der Einwanderer hat das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) gefordert.

Deutschland sei und werde auch in Zukunft ein, wenn auch untypisches, Einwanderungsland bleiben, heißt es in einem am 31. Januar 1996 auf einer Pressekonferenz in Bonn vorgestellten Diskussionspapier des Arbeitskreises für Ausländerfragen des ZdK.

Viele Menschen kämen wegen der guten wirtschaftlichen Lage, der Rechtssicherheit und der stabilen demokratischen Verhältnisse in die Bundesrepublik. Da alle Bemühungen, Flucht- und Migrationsursachen vor Ort zu bekämpfen, nur langfristig wirken könnten, müsse die Entwicklung von Wanderung, Integration und Zusammenleben auch im innenpolitischen Interesse neu durchdacht

und politisch gestaltet werden, unterstreicht der ZdK-Arbeitskreis in seinem Papier.

Ausdrücklich warnt er davor zu glauben, illegale Zuwanderung könne ganz verhindert werden; es gebe nur bessere oder schlechtere Gestaltung von Zuwanderung. Bedauert wird, daß es in Deutschland eine reflexhafte Weigerung gebe, sich als Einwanderungsland zu sehen. Daher fehlten zur Zeit transparente und plausible Steuerungsmechanismen und Institutionen.

So fordert der Arbeitskreis für Ausländerfragen des ZdK die Schaffung eines ressort- und länderübergreifenden politischen Planungs- und Entscheidungsgremiums. Die notwendige Zuarbeit müsse von einem Bundesamt für Migration geleistet werden.

Eine zu entwickelnde Einwanderungskonzeption, so wird in dem Diskussionspapier hervorgehoben, müsse flexibel auf unterschiedliche Problemgruppen reagieren kön-

nen. Dazu gehöre die Möglichkeit kontrollierter Einwanderung für wirtschaftliche Zwecke ebenso wie die Unterstützung für freiwillige Rückkehr.

Kernstück der ebenfalls notwendigen Integrationspolitik ist nach Auffassung des Arbeitskreises des Zentralkomitees die Erleichterung der Einbürgerung. Hier wird besonders an solche Menschen gedacht, die bereits in Deutschland geboren und aufgewachsen sind oder die hier seit vielen Jahren ihren Lebensmittelpunkt haben. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Möglichkeit der doppelten Staatsbürgerschaft hingewiesen.

Die Chancen zur Integration, so unterstreicht das Diskussionspapier, hingen auch davon ab, wie das Zusammenleben entwickelt, durch sozial-caritativen Dienst gesichert und durch persönliches Engagement vorangebracht werde.

Erste Überlegungen zum Katholikentag Mainz 1998

„Kirche in der Welt – Welt in der Kirche“ lautet der Arbeitstitel, unter dem die Vorbereitungen für den 93. Deutschen Katholikentag Mainz 1998 angelaufen sind.

Im Jahr 1998 werden 150 Jahre zurückliegen, seit Katholiken aus allen Gebieten Deutschlands in Mainz am Rhein erstmals zu einer nationalen Versammlung, der später der Name „Katholikentag“ gegeben wurde, zusammenkamen. 100 Jahre später, 1948, war es wiederum Mainz, wo diesmal der erste Nachkriegskatholikentag stattfand.

Wenn am 10. Juni 1998 zum dann siebenten Mal ein Katholi-

kentag in Mainz eröffnet wird, wollen sich die Katholiken an diese Geschichte erinnern. Die Katholikentagsplaner sind sich darüber im klaren, daß Geschichtsbewußtsein kein Selbstzweck ist, sondern als Voraussetzung zur Gestaltung von Gegenwart und Zukunft nutzbar gemacht werden muß. Darum soll der Jubiläumskatholikentag in Mainz ein Brückenschlag zwischen gestern und morgen werden.

Nicht in einzelnen Themen, sondern im Selbstverständnis der Menschen, die zum Katholikentag zusammen kommen, liegt die Klammer, die über 150 Jahre ka-

tholische Laien verbindet. Das Selbstverständnis der Gründer der Katholikentage wurzelte in ihrer gleichzeitigen Zugehörigkeit zu einer zivilen Gesellschaft von Bürgern und zu einer Glaubensgemeinschaft.

Kirche in der Welt und Welt in der Kirche sein – dieser Anspruch der Katholikentage, der durch die Geschichte hindurch Gültigkeit behalten hat, soll nach Wunsch der Veranstalter aus dem ZdK und dem Bistum Mainz auf dem kommenden Katholikentag thematische Richtschnur sein.

(ZdK, Salzkörner 2. Jg., 1/1996)

Omarska liegt im neunten Kreis der Hölle

Ein bosnischer Priester berichtet aus serbischen Todeslagern

Rudolf Grulich

Über die Greuel des Jahres 1992 in Bosnien hat ein überlebender kroatischer Priester aus der bosnischen Diözese Banja Luka unter dem Titel "Zur Hölle und zurück" in einem Taschenbuch einen Bericht über seine Gefangenschaft vorgelegt, die ihn durch die serbischen Lager Keraterm, Omarska und Manjaca führte.

Der Autor des erschütternden Berichts ist der im Jahre 1948 in Zentralbosnien geborene Stipo Susic. Er besuchte die Gymnasien in Rijeka und Djakovo, wo er auch nach bestandener Abitur Theologie studierte. Im Jahr 1975 empfängt er in Banja Luka die Priesterweihe und wird zum Pfarrer der neugegründeten Pfarrei Odzak-Caic bei Livno ernannt.

Später wird er Seelsorger in Ravska und Ljubija, kleinen Orten im Bistum Banja Luka. Nach der Ausrufung der sogenannten Serbischen Republik Bosnien-Herzegowina wird er im Juni 1992 festgenommen und in verschiedene Konzentrationslager gebracht. Dort muß er unvorstellbare Mißhandlungen und Folterungen erleiden und, wie Tausende und Zehntausende anderer Menschen, um die Bewahrung der letzten Menschenwürde kämpfen.

So gewinnt dieses Buch weit über das Politische hinaus eine allgemein menschliche Bedeutung: Es ist ein erschütternder Bericht über den bosnischen Kriegsalltag, zugleich aber ein Gleichnis, in dem das Schicksal von Pfarrer Stipo Susic stellvertretend für all die Menschen steht, die unter diesem unmenschlichen System lebten, noch leben und leiden müssen. Es ist auch eine Mahnung an die demokratische Weltöffentlichkeit, die vier Jahre dem Krieg auf dem Balkan und der serbischen Praxis der „ethnischen Säuberung“ tatenlos zusah und die Kriegsverbrecher sogar noch belohnte.

Am 10. Juni 1992 wurde Pfarrer Susic auf dem Weg zu einem Sterbenden von serbischen Militärs aufgehalten und blutig und bewußtlos geschlagen. Er kannte die meisten seiner Peiniger, da sie in der Umgebung wohnten. Das erste Lager, in das er gebracht wurde, war Keraterm: „Tausende von Menschen saßen zusammengekauert auf bloßem Boden. Sie wurden von Soldaten überwacht, die Maschinenpistolen in der Hand hielten und ringsherum aufgestellt waren.“ Allein aus seiner Pfarrei in Ljubija wurden mehr als dreihundert Personen verschleppt.

Pfarrer Susic beschreibt unglaubliche Dinge: Da ist die biedere serbische Hausfrau Drena Zgodic, die mit ihren Brüdern Verzeichnisse von kroatischen und muslimischen Frauen anlegt, die später vergewaltigt werden sollen. Der Pfarrer war Augenzeuge, als der Serbe Zoran Zigic, Ziga genannt, persönlich mit dem Messer mordete, oder wie ein Mann seinen zwölf Jahre alten Sohn anwies: „Milenko, schneide diesen Schweinen die Kehle durch!“

Am schlimmsten war es in Omarska, wo sicher weit mehr als dreitausend Menschen ermordet wurden. Omarska übersteigt alles, was man bisher für möglich gehalten hätte. Von allen Lagern in dieser Region (Keraterm, Trnopolje, Manjaca) war Omarska das schrecklichste. Die Gefangenen wurde dort ausgehungert, mißhandelt und ans Kreuz geschlagen, während die Posten miteinander wetteiferten, wer die meisten Menschen umbringen könne, um dadurch ihre Treue unter Beweis zu stellen. In Omarska wurden Kinder lebendig in brennende Öfen hineingeworfen, und die Überlebenden auf die Folter gespannt. Ihnen wurden die Augen ausgestochen, Finger, Nasen und Ohren abgetrennt, die Geschlechtsorgane

abgeschlagen. In den ehemaligen Fabrikhallen des Lagers waren die Wände mit Blut und Menschenhirn bespritzt.

Pfarrer Susic mußte mit anderen die Leichen verladen. Die Gefangenen litten an Durchfall, weil sie nur verseuchtes Grubenwasser trinken konnten. Manche verloren bis zu dreißig Kilogramm Gewicht. Es gab nur eine einzige Toilette. Ein Milomir Stakic brachte in jeder Nacht acht bis zehn Menschen um: „Diese wurden zunächst mit Knüppeln geschlagen und dann abgeführt und ermordet. Die aufgerufenen Gefangenen wurden auf die Folter gespannt, ihnen wurden die Augen ausgestochen, Gliedmaßen abgetrennt und Geschlechtsorgane abgeschlagen, das Herz bei lebendigem Leib herausgenommen.“

Wir mußten die Spuren dieser Greuelaten selbst beseitigen und die verstümmelten Leichen in bereitliegende Decken einwickeln und noch in derselben Nacht hinaustragen. Am nächsten Morgen waren sie dann nicht mehr zu sehen. Die Nächte in diesem Schlafraum waren höllisch. Jeden Abend stellte sich um zehn Uhr ein Wachtposten an die Tür und rief acht bis zehn Leute beim Namen auf. Sie wurden abgeführt und kamen nie mehr zurück. So warteten wir jeden Abend um zehn Uhr mit bangem Herzen darauf, selbst aufgerufen zu werden.“

Der Autor fragte sich oft, „wer diese Soldaten und Wachen seien, die so mitleidlos ganz unbekannte Menschen durchprügelten oder ums Leben brachten. Mit besonderer Neugier betrachtete ich einen jungen Polizeibeamten, der jeden Tag einige Menschen totprügelte oder auf die Folter spannte – er war weder betrunken noch stand er unter Drogen –, nach jeder Tracht Prügel, die er verabreichte, schien er überglücklich zu sein. Ich konn-

te das nicht begreifen, und auch heute bin ich mir darüber nicht im klaren. Auch ein alter Mann, beinahe siebzig Jahre alt, kam jeden Tag ins Lager und suchte sich dort einen Gefangenen aus, den er dann mit einer Eisenstange am ganzen Körper schlug, indem er, überschäumend vor Wut, laut schrie: „Das ist Serbien!“

Der serbische Terror an der kroatischen und muslimischen Zivilbevölkerung in Omarska findet schwer seinesgleichen. Die dort angewandten Folterungen übersteigen alles, was man bisher für möglich gehalten hatte. „Am schrecklichsten war, mit ansehen zu müssen, wie erwachsene Männer gehetzt wurden, einander mit bloßen Zähnen Geschlechtsorgane abzubeißen und wie Menschen die Augen ausgestochen wurden.“

Bis heute ist nicht genau bekannt, wieviel Menschen wirklich in Omarska umgebracht wurden und wo ihre Gräber liegen, denn deren Peiniger taten alles mögliche, um sämtliche Spuren ihrer

Verbrechen zu verwischen. Die Menschen wurden massenweise ermordet, sie wurden mit Eisenstangen, Gummischläuchen und Drahtseilen totgeschlagen, gepöhl und auf andere Arten zu Tode gequält.

„Die meisten Greueltaten wurden von einem Soldaten begangen, der ‘Zoka’ hieß. Er prahlte, daß er der stärkste serbische Soldat sei und es mit der ganzen Welt aufnehmen könne. In seiner rechten Hand hielt er immer eine lange Zaunlatte, in die er einen großen Nagel schlug. Dessen Spitze ragte aus der Latte etwa sechs bis sieben Zentimeter heraus. Er ging umher und schlug mit dieser Latte die Gefangenen tot, oder er trat einfach an einen heran und fragte: ‘Welches Auge hast du lieber? Und welches Ohr?’ Dann stach er ihm mit einem Messer die Augen aus und zwang ihn, sie aufzuessen.“

Von Omarska kam der Autor nach Manjaca. Der Bericht über die Verlegung zeigt, daß viele Morde in aller Öffentlichkeit erfolgten:

„Auf dem ganzen Weg säumten kleinere Gruppen von Menschen die Straße. Sie bewarfen die Busse mit Steinen und schimpften über uns, laut der serbischen Armee zujubelnd. Irgendwo auf der Straße von Banja Luka nach Manjaca hielt der Bus vor einer Gaststätte an. Lautes Gelächter und Geschrei schallten zu uns herüber. Es waren Frauen- und Kinderstimmen.

Der Begleitposten trat an die Eingangstür und wandte sich an die Menge: ‘Soll ich euch einen hergeben?’ ‘Ja, gib uns einen her!’ hallte es wider. Er packte einen Mann, der gleich neben der Tür lag, an den Schultern und warf ihn aus dem Bus hinaus. Als ich heimlich zum Fenster hinaussah, bot sich mir ein furchtbarer Anblick: Die Menge, meistens aus Frauen und Kindern bestehend, fiel über diesen armen Mann her und riß ihn in Stücke.“ Trotz der Greuel berichtet Pfarrer Sosic ohne Haß. Am 28. August 1992 wurde er schließlich freigelassen.

KRUZIFIX-URTEIL

Die Prägungskraft des Kreuzes

Bücher zum Kruzifix-Urteil

Es vergeht kaum ein Tag, an dem der katholische Glaube nicht madig gemacht wird. Oftmals muß man ob der Dummheit der Angriffe staunen. Daß es auch andere, positive Äußerungen gibt, wird leider oft vergessen, deshalb die nachfolgende Buchbesprechung:

P. Dr. Basilius Streithofen OP, Das Kruzifix-Urteil, Deutschland vor einem neuen Kulturkampf

Verlag Ullstein, Frankfurt, 355 Seiten, ISBN 3 548 366465

Pater Streithofen ist bekannt dafür, daß er mit Engagement und Energie den Glauben bekennt und verkündet (Die GKS konnte sich seit 1977 verschiedentlich seiner Beiträge erfreuen).

Dieses Buch gliedert der Autor in acht Kapitel. Ein Personen- und Sachregister ist angefügt.

In der Einleitung wird der Ablauf des Gerichtsverfahrens und das Echo in den Medien geschildert. Vor allem wird darauf verwie-

sen, daß die Richter die Prägungskraft des Kreuzes für Europa und die kulturelle Symbolkraft nicht berücksichtigt haben. So muß man bedenken, daß die „Damen und Herren in den roten Roben nicht unter Denkmalschutz“ stehen.

Das Kapitel I geht auf die Geschichte des Kreuzes im Gerichtssaal ein.

Kapitel II bringt die Hintergründe zum Ablauf des Karlsruher Beschlusses. Die Entscheidung der Richter, die Mehrheits- und die abweichende Meinung wird aufgeführt und bewertet.

Im III. Kapitel werden die Reaktionen der kath., evang. Kirche sowie die einzelner Männer der

Kirche dargestellt. Stellungnahmen von Politikern, Bürgern, Einzelpersonlichkeiten in Verbänden folgen ebenso wie Auszüge aus großen Zeitungen.

Im IV. Kapitel geht der Autor sehr subtil auf die Rechts- und Werteordnung sowie den Verfassungsgehorsam ein.

Die Ansprüche an die Richter werden akzentuiert und die legitime Kritik an Personen und Institutionen wird begründet. Ebenfalls zeigt der Autor auf, daß in letzter Zeit Karlsruhe durch drei Urteile – „Soldaten sind Mörder“, Sitzblockaden, Kruzifix-Beschluß – Kritik, Empörung und Entsetzen in weiten Kreisen des Volkes ausgelöst hat.

Die abschließende Feststellung lautet: „... Richter haben sich in einer Demokratie genauso der Kri-

tik zu stellen wie Politiker, Bischöfe, Repräsentanten der Wirtschaft oder der Gewerkschaften.“

Sehr nachdenklich stimmt dann Kapitel V „Zur geistigen Signatur der Gesellschaft“. P. Streithofen geht von der Präambel des Grundgesetzes vom 23. Mai 1949 aus. Damals wurde betont auf Gott im Sinne des Christentums Bezug genommen. Man wollte jenem imaginären Gottesbild Hitlers („Vorsehung“) eine deutliche Absage erteilen. Die Fehlinterpretation der Richter in Karlsruhe wird verdeutlicht, aber auch die Aushöhlung und Verkehrung des Begriffes der Toleranz im heutigen Pluralismus.

Nicht geschont werden auch manche Politiker, die immer, wenn es gegen die Kirche geht, an einer Bewußtseinspaltung in Sachen Toleranz leiden.

Im VI. Kapitel wird auf die kulturpolitische Bedeutung, auf die Deutung des Kreuzes eingegangen.

Im VII. Kapitel ruft der Autor noch einmal zur Besinnung auf das Wesentliche auf. Er weist auf die Lehre Christi hin und schließt mit der Frage: „Wie tolerant ist unsere Gesellschaft?“

Dabei führt P. Streithofen auf die absolute Mißachtung in einer sogenannten Karnevalssitzung der „Stunk“ hin. Hier wurde ein Kreuz mit der Aufschrift „Tünnes“ über dem Haupt des Gekreuzigten von Richtern nicht beanstandenswert gefunden. „... der kölsche Tünnes sei eine sympathische Figur so ähnlich wie Jesus“.

Wenn ein Kölner auf die Idee käme etwa den Propheten Mohammed „Schäl“ zu nennen, würde er sicherlich – aber eben mit Recht – als fremdenfeindlich und intolerant bezeichnet und entsprechend verurteilt.

Der Autor weist mit großem Ernst auch auf die Gefahr hin, die jene heraufbeschwören, die vom Kreuz als „einem abendländischen Kultursymbol“ sprechen. Sie bringen das Kreuz auf eine Konkurrenzstufe mit Idolen der Popkultur.

Die anschließende Dokumentation ist von großer Genauigkeit und umfaßt Gerichtsurteile, Gesetzesentwürfe und ausgewählte Pressekommentare.

Das Buch ist von großer Bedeutung für unseren Alltag. Es zeigt die Gefahren auf, die unserer Gesellschaft drohen. Es gibt Kräfte,

die das Christentum sowohl inhaltlich als auch in der Institution der Kirche(n) ablehnen. Man vergißt dabei, daß man dem bisherigen Konsens der Grundwerte den Boden total entziehen würde. So ist es nicht übertrieben, auf einen – wenn auch anders gearteten – Kulturkampf zu verweisen. Dieser würde unser Volk in eine innere Zerrissenheit führen, die jeden Einzelnen aber auch die Gesamtheit Deutschlands in ein geistiges Chaos stürzen könnte.

Dieses Buch ist sehr zu empfehlen, sowohl für Politiker als auch Soldaten, Beamte und alle politisch und religiös interessierten Bürger. (HF)

Von ganz anderem Zuschnitt ist das folgende Buch.

Bernhard HG. Strosing, Hermann, zwischen Kreuz und Hakenkreuz,

Dominicus Rohde Verlag, Mettlach-Tünsdorf, ISBN 3-930 296-06-3, 112 Seiten.

B. Strosing, Dipl.-Berging., OTL a. D., Jahrgang 1930, hat hier seine Jugend im „Dritten Reich“ geschildert. Er hat die Zeit der Nazis in unterschiedlichen Episoden erlebt. Er war Meßdiener aber auch in der Hitlerjugend. Er liebte sein Vaterland und glaubte an das Wort des „Führers“. Aber, wenn es zu einer Kollision kam, dann entschied er sich für den Glauben, für seine Kirche. Ihm wurde erst später klar, daß dieser „Spagat“ tödlich enden konnte.

Das Besondere an diesem Büchlein ist die ungeschminkte Schilderung der Tagesabläufe im Ruhrgebiet, in der Kinderlandverschickung und zuletzt in der „Wehrtüchtigung“.

Zuweilen kann man von Herzen schmunzeln über die gekonnte Schlitzohrigkeit des kleinen Hermann. Vielfach muß man sich aber anrühren lassen von der Schilderung der alltäglichen Nöte. Von dieser harten Zeit haben die Jugend heute und leider auch viele Erwachsene unter 50 keine Ahnung mehr.

Daß Brot und Arbeit in den Jahren um 1930 ein großes Glück waren, daß aber fast 7 Millionen Arbeitslose noch nicht einmal das hatten, scheint heute unbegreiflich. Aber wer nun Arbeit, Brot und Wohnung hatte, konnte – be-

sonders mit mehreren Kindern – nur sehr schlecht leben. Selbst im Ruhrgebiet, wo die Zechen nach dem I. Weltkrieg für halbwegs vernünftige Siedlungen sorgten, war die Zinkwanne am Samstag in der Küche schon ein Luxus.

Sehr viel Hilfe gaben damals die Kirchen. Die Klöster hatten Suppenküchen und Brotausgaben. Und den Menschen gab der Glaube Halt und Trost.

Als dann Hitler an die Macht kam, übernahm die Partei einen Teil der materiellen Hilfe. Das Verschwinden der Arbeitslosigkeit durch Bauprojekte, Aufbau von Parteiorganisationen, Arbeitsdienst und Wehrmacht machte die Masse der Menschen zufriedener. Man glaubte dem „Führer“. Alle Maßnahmen, die auf Unterdrückung und Gleichschaltung hinausliefen, wurden zunächst als Übergriffe unterer Stellen betrachtet. Es war – und das zeigt Hermann an Beispielen – undenkbar, daß geschriebene Verträge – das Konkordat – mißachtet, unterlaufen und dann sogar gebrochen würden.

Die Einzelheiten dieses Kampfes gegen die Kirche sind sehr genau beobachtet und beschrieben. Für Menschen, die in der damaligen Zeit in der Wehrmacht oder im Arbeitsdienst, später an der Front waren, wurden diese Abläufe nicht so erkennbar.

Dennoch ist es heute kaum verständlich, daß noch 1944 eine ungebrochene Zuversicht in die Weisheit des Führers bestand. Mitschuld tragen dabei auch alle Männer mit großem Namen, Feldmarschälle, Rüstungsminister usw..

Ebenso deutlich werden in diesem Buch die „kleinen Gemeinheiten“ von Parteigliederungen dargestellt. So wird den Jungen der Kinderlandverschickung das sauer durch Hopfenzupfen verdiente Geld vom HJ-Führer für die Bezahlung der Rüstung „freiwillig“ zwangsweise abgenommen.

Nicht ausgespart bleibt auch der letzte Akt der deutschen Tragödie, als auf einmal auffallend Hakenkreuzfahnen fehlen – bei allen möglichen Ereignissen mußte ja geflaggt werden – und am Tage des Einrückens der Amerikaner in Berchtesgaden unendlich viele weiße Fahnen an „bekannten“ Stellen auftauchen. Gestreift wird auch das Ansinnen mancher Parteige-

nossen von kirchlichen Stellen „Persilscheine“ zu bekommen, um der Entnazifizierung zu entgehen.

Ein Büchlein, das man so schnell nicht vergißt, weil es die Lebensgeschichte eines jungen Menschen bringt, der in seiner Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz hin- und hergerissen war und doch immer Lösungen für seine Probleme fand. Von den Eltern über Kapläne, Pfarrer und Bischöfe bis hin zu älteren Brüdern und Kameraden, gab es Hilfen und Ratschläge.

Verblüfft hält man beim Lesen oft ein, wenn Situationsberichte über Kriegsabläufe gegeben werden. Man weiß heute, daß es ganz

anders war, aber Hermann zitiert aus seinem Wissensstand damals. Und meistens war es so, weil – heute unvorstellbar – außer der Information aus Goebbels gleichgeschalteten Sprachrohren keine Quelle mit wahrheitsgemäßen Aussagen bestand. Hinzu kommt, daß Goebbels offensichtlich nie erkennbar log. Er verteilte die Wahrheit so, daß sie unwahr wurde. Nur konnte man das erst viel später erkennen. Zu all diesen Rück Erinnerungen und -besinnungen gibt das Büchlein Anreiz. Es ist lesenswert für Erwachsene aber besonders auch für Jugendliche in Hermanns damaligem Alter. (HF)

Jurist von Campenhausen übt scharfe Kritik am Kruzifix-Urteil

Vechta, 23.2.96 (KNA) Als schlimmen Mißgriff hat der Direktor des Kirchenrechtlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Axel Freiherr von Campenhausen, das Kruzifix-Urteil des Bundesverfassungsgerichts bezeichnet. Es mute wie mit der „Brechtstange gefertigt“ an, sagte er am Aschermittwoch in Vechta während einer Veranstaltung des Katholischen Forums Niedersachsen. Das Urteil habe auch aus Sicht juristischer Fachkreise dem Ansehen des Gerichts geschadet. Karlsruhe weiche von seiner eigenen vorherrschenden Meinung ab, indem es dem Kreuzsymbol nun einen zur Identifikation zwingenden Charakter zuerkenne.

Das Gericht habe die durch die Verfassung festgelegte positive Re-

ligionsfreiheit in eine negative umgekehrt, sagte von Campenhausen. Das Symbol hänge nicht in Schulen, um zu missionieren. Es sei vielmehr Ausdruck dafür, daß die Schule einem in christlicher Tradition stehenden Bildungskanon verpflichtet sei. Grundrechte sollten zwar grundsätzlich Minderheiten schützen, so der Kirchenrechtler, „aber das kann doch nicht dazu führen, daß derjenige mit den schwächsten Nerven in Zukunft in Deutschland ansagt, was Norm ist“. Er kritisierte auch, daß der Beschluß sich einer theologischen Argumentation bediene, für die er nicht zuständig sei. Das Urteil leiste denen Vorschub, die irrtümlich meinten, die Trennung von Staat und Kirche sei in Deutschland „steckengeblieben“.

KURZ NOTIERT

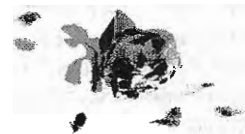
Karlsruhe will mit „Würde“ auf Kritik reagieren

Karlsruhe, 01.03.96 (KNA) Das Bundesverfassungsgericht (BVG) will nach den Worten seiner Präsidentin Jutta Limbach auf „unsachliche Kritik mit Würde“ reagieren. Das Gericht suche nicht den Schlagabtausch mit den Politikern, sagte Limbach am Donnerstagabend bei einem Presseempfang des BVG in Karlsruhe. Sie bemängelte, daß im vergangenen Jahr vor allem die Karlsruher Entscheidungen zum Kruzifix in Klassenzimmern und über die Verwendung des Kurt-Tucholsky-Zitates „Soldaten sind Mörder“ zum Anlaß parteipolitischer Auseinandersetzungen gemacht worden seien.

Gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Ersten Senats, Vizepräsident Otto Seidl, äußerte sie die Hoffnung, daß emotional bestimmte Kritik einer sachlichen Diskussion weichen werde.

Bundesverfassungsrichter Udo Steiner sagte, nach dem „Kruzifix-Urteil“ seien in den 13.000 bayerischen Klassenzimmern acht Kreuze abgehängt worden. Dabei habe es sich um Klassen gehandelt, in denen die christlichen Schüler in der Minderheit gewesen seien.

Leben bis zuletzt *Sterben als Teil des Lebens*



Woche für das Leben
4. bis 10. Mai 1996



Die bundesweite Eröffnung der Woche für das Leben findet am Samstag, dem 4. Mai 1996, in Augsburg statt.

Woche für das Leben 1996

Die diesjährige Woche für das Leben, die in der Zeit vom 4. -10. Mai 1996 erneut von der katholischen Kirche und dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland begangen wird, befaßt sich mit den unterschiedlichen Fragestellungen im Hinblick auf das Ende des menschlichen Lebens. Dabei treten die Kirchen für eine neue Sterbe- und Lebenskultur ein, die es erlaubt, menschenwürdig zu leben und zu sterben. Der Forderung nach Euthanasie (aktive Sterbehilfe) setzen die Kirchen ihren Einsatz für eine menschlich-christliche Sterbegleitung entgegen. Dabei geht es ihnen insbesondere darum, die Verwirklichung der Idee des Hospizes in den unterschiedlichen Lebensbereichen zu fördern.

RECHTSSTAAT UND TOTALITARISMUS

Waren alle Deserteure Widerstandskämpfer?

Ein Diskussionsbeitrag zur erneuten Debatte im Rechtsausschuß des Bundestages

Lothar Groppe

Die stellvertretende Vorsitzende der SPD, Herta Däubler-Gmelin, scheint die Wehrmachtsdeserteure durchwegs für Widerstandskämpfer zu halten, wenn sie und ihre Partei „die längst überfällige“ Rehabilitierung und Entschädigung der Deserteure fordert. Allem Anschein nach soll die höchst unselige „Soldaten sind Mörder“-Diskussion in logischer Konsequenz dazu führen, daß aus Fahnenflüchtigen nunmehr „Antifaschisten“ und Widerständler werden. Ende Februar dürfte eine weitere Debatte im Rechtsausschuß des Bundestags über die pauschale Rehabilitierung von Deserteuren die Gemüter erhitzen. Im vergangenen November wurden je fünf Vertreter pro und contra pauschaler Rehabilitierung Fahnenflüchtiger gehört.

Der ehemalige Direktor des Militärgeschichtlichen Forschungsamts in Freiburg, Professor Messerschmidt, kommt in seinem mit Fritz Müllner verfaßten Buch „Die Wehrmacht im Dienste des Nationalsozialismus“ auf vierzig- bis fünfzigtausend Todesurteile. Kein seriöser Historiker nimmt diese Zahl jedoch ernst. Dagegen beruht das Gutachten des Professors für Militärgeschichte an der Bundeswehr-Universität München, Franz Seidler, auf soliden Quellen. Es sind dies die „Wehrmachtskriminalstatistik“ mit konkreten Angaben über Art, Zahl und Strafmaß der vor Kriegsgerichten verhandelten Vergehen und Verbrechen. Sodann standen ihm die Befragungsprotokolle des Schweizer Sicherheitsdienstes und der schwedischen Polizeibehörden über jene Deserteure zur Verfügung, denen es gelungen war, in die betreffenden Länder zu fliehen. Schließlich konnte er auch das Bundesarchiv

und die in Prag befindlichen Akten des Reichskriegsgerichts zu Rate ziehen. Danach wurden bis Mitte 1944 in der Wehrmacht wegen Fahnenflucht 13.550 Soldaten verurteilt, davon etwa sechstausend zum Tode. Etwa die Hälfte der Deserteure war bereits aus dem Zivilleben vorbestraft. Die straffe Zucht in der Truppe, insbesondere die Gefahren des Fronteinsatzes veranlaßten viele von ihnen zur Fahnenflucht. Die Schweizer Behörden stellten nüchtern fest, daß es sich bei den Deserteuren um Menschen handelt, bei denen „die anständigen Gesinnungsflüchtlinge leider in der Minderzahl waren“.

Die sogenannten fliegenden Standgerichte, die über Deserteure urteilten, hatten nichts mit der Wehrmachtsjustiz zu tun. Sie wurden vielmehr von Hitler deswegen eingerichtet, weil ihm die Wehrmachtsjustiz zu lasch war. Fahnenflucht zog häufig Folgedelikte nach sich, um das Entkommen überhaupt erst zu ermöglichen. Es waren dies vor allem Diebstahl, Raub, Einbruch, unbefugter Waffengebrauch bis zum Mord. Mir selber sind drei Fälle von Deserteuren bekannt, die bis zu drei Morde begingen und wegen Fahnenflucht und Mord zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

Liefen Deserteure zum Feind über, mußten sie zum Beweis der Echtheit ihrer „antifaschistischen“ Gesinnung ihr gesamtes militärisches Wissen preisgeben, wie Schwachstellen der Verteidigung, Lage von Artilleriestellungen und Depots, minenfreies Gelände und so weiter. Jeder Überläufer wurde so zur unmittelbaren Gefahr für seine ehemaligen Kameraden. Seine Fahnenflucht bedeutete häufig gezieltes Feuer auf die von ihm verlassene Stellung und damit Ver-

wundung und Tod für zahlreiche Soldaten der eigenen Truppe. Ein solches Verhalten kann man kaum als heroisch bezeichnen. Fahnenflucht gilt in allen Ländern als schweres Verbrechen und wird hart bestraft, nicht selten mit dem Tode. Dabei kann man vernünftigerweise die erheblich weniger zahlreichen Verurteilungen auf alliierter Seite im Westen nicht als Vergleichsmaßstab mit der Wehrmachtsjustiz heranziehen, da die dortige Situation von der deutschen völlig verschieden war. Dagegen sind Vergleiche mit der Roten Armee durchaus sinnvoll, da sie sich lange Zeit in vergleichbarer Lage befand wie die Wehrmacht auf dem Rückzug. Nach russischen Quellen wurden wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe, Fahnenflucht und Feigheit vor dem Feind mehr als hunderttausend Soldaten – meist ohne kriegsgerichtliches Verfahren – hingerichtet.

Wenn es in der Stellungnahme eines Befürworters pauschaler Rehabilitierung von Deserteuren heißt: „Die damalige Militärgerichtsbarkeit war eine dem NS-Regime besonders willfährige Institution“, zeugt dies von profunder Unkenntnis des Sachverhalts. Allein die Tatsache, daß mehrere führende Richter wie die Chefs der Rechtsabteilung von Heer und Luftwaffe, Karl Sack und Rudolf Schleicher, von den Nazis hingerichtet oder ermordet wurden, beweist das Gegenteil. Sicher gab es auch unter den Wehrmachtsrichtern „Bluthunde“. Aber sie waren in der Minderzahl. Als im Juli 1944 drei katholische Priester vor dem Reichskriegsgericht angeklagt wurden, wobei sich die Richter auf „Beweise“ von Gestapobeamten und -spitzeln stützten

und die Angeklagten unflätig beschimpften, sprang der Generalstabsrichter Werner Lueben empört auf und erklärte: „Es handelt sich in diesem Fall weder um Verbrecher noch um asoziale Elemente. Ihre einzige Tragik ist, daß sie katholische Priester sind.“ Er weigerte sich, einem „von oben her“ befohlenen Todesurteil zuzustimmen und erschoss sich in der Nacht vor der Urteilsverkündung.

Eben weil die Mehrheit der Wehrmachtsrichter keine willfährigen Erfüllungsgehilfen des Regimes waren, richtete Hitler die fliegenden Standgerichte ein, beschränkte er durch den Barbarossaerlaß die Wehrmachtsgerichtsbarkeit und entzog nach dem

20. Juli 1944 der Wehrmachtsjustiz die Kompetenz für die Aufklärung von politischen Delikten. Nicht selten riskierten Wehrmachtsrichter Kopf und Kragen, um Soldaten vor ungerechter Verurteilung zu schützen.

...
Wenngleich es unbestreitbar bei der Wehrmachtsgerichtsbarkeit ebenso Unrechtsurteile wie bei den Zivilgerichten gab – man denke nur an die berüchtigten Sondergerichte oder an den Volksgerichtshof – fühlte sich doch das Gros dieser Richter der Rechtsstaatlichkeit verpflichtet und wagte nicht selten persönlichen Einsatz, um Unrechtsurteile zu vermeiden.

Pauschalurteile über die Wehrmachtsjustiz sind völlig verfehlt. Wo Unrechtsurteile gefällt wurden, sollen die Opfer eine gerechte Entschädigung erhalten. Eine allgemeine Rehabilitierung von Deserteuren würde jedoch nicht nur diejenigen desavouieren, die bis zum letzten Augenblick ihre soldatische Pflicht erfüllten und zahllose Zivilisten aus dem Osten vor dem Schicksal der unglücklichen Opfer von Nemmersdorf bewahrten, sondern auch verhängnisvolle Auswirkungen auf die Soldaten der Bundeswehr haben, wenn sie bei künftigen Einsätzen in Krisengebieten mit Verwundung und Tod rechnen müssen.

(DT vom 22.02.96)

Für Verbrechen bestraft, die kein Rechtsstaat kennt und ahndet

Politische Verfolgung in der ehemaligen DDR

Konrad Löw

*Karl Wilhelm Fricke:
Akten-Einsicht.*

Rekonstruktion einer politischen Verfolgung. Mit einem Vorwort von Joachim Gauck. 264 Seiten, Ch. Links-Verlag, Berlin, 1995.

Es ist unvorstellbar, daß ein auch nur halbwegs gesitteter Mensch nach der Lektüre dieses Buches der DDR eine einzige Träne nachweint. Unter jedem relevanten Gesichtspunkt war das Deutschland jenseits von Mauer und Stacheldraht die schlechtere Alternative. Gleichwohl werden manche seiner obersten Funktionäre umjubelt, können in festlichen Vortragsreihen „Berliner Lektionen“ erteilen, wie Ende November 1995 Markus Wolff. Wer dagegen ankämpfen will, sollte das Buch Fricke lesen und in Umlauf bringen.

Fricke umschreibt und belegt besonders anhand der Akten der Staatssicherheit, mit welcher Rücksichtslosigkeit der SED-Staat das Leben seiner Bürger zerstörte

und selbst vor Menschenraub nicht zurückschreckte, um seine Herrschaft zu festigen. Drei Schicksale gelangen zur Darstellung, das des Vaters, das der Mutter und das eigene, drei Schicksale, die für Tausende stehen.

Fricke Vater, ein kleiner Partei-Genosse im Dritten Reich, der zugleich als Lokalreporter tätig geworden war, wurde am 20. Juni 1946 verhaftet, in das ehemalige SS-Konzentrationslager Buchenwald gesperrt und vier Jahre später in einem der berüchtigten Waldheim-Prozesse wegen Verbreitung faschistischer Artikel während der NS-Ära zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Nun erst durfte er der Familie ein Lebenszeichen geben, das erste seit der Festnahme. 1952 starb er an den unmenschlichen Haftbedingungen.

Welcher Sohn, der ein so himmelschreiendes am Vater begangenes Unrecht erlebt und erleidet, wird davon nicht nachhaltig geprägt? Hinzu kamen schlimme ei-

gene Erfahrungen. Als Hilfslehrer für Russisch an einer Volksschule tätig, wurde er 1949 nichtiger Gründe wegen verhaftet. Glücklichen Umständen verdankte er das Gelingen der Flucht. Bereits 1950 dekuvriert der angehende Journalist den stalinistischen Charakter der Waldheimprozesse. Nach dem Tode des Vaters nimmt er in West-Berlin seinen Wohnsitz, wo Begegnungen mit seiner in der DDR verbliebenen Mutter unschwer möglich sind. Er schreibt in westdeutschen Zeitschriften und Zeitungen.

So wird Fricke zum „Feind der DDR“, der unschädlich gemacht werden soll. In der Stasi-Akte heißt es (August 1954): „Hierzu schlägt Fritz (ein Deckname) vor: Da Student (Deckname für Fricke) bisher unsere Wohnung noch nicht kennt und auch nicht den richtigen Namen von Fritz, sondern annimmt, er heißt Maurer, ist hier eine Möglichkeit, eventuell eine Aktion durchzuführen, indem man Student in irgendeine Wohnung be-

stellt, die für eine solche Aktion günstig wäre." In der Wohnung wird seinem Getränk ein Betäubungsmittel beigemischt, das seine Wirkung tut. Vermutlich in einen Schlafsack verpackt wird er in den Ostteil der Stadt verfrachtet. Aus dem Vernehmungsprotokoll der ersten Untersuchungs-Haft-Woche: Vernehmung am 2. April von 7.00 bis 13.00 Uhr und von 23.00 bis 6.30 Uhr am 3. April, am selben Tag von 23.00 bis zum 4. April um 5.20 Uhr, sowie am selben Tag von 11.15 bis zum 5. April um 6.15 Uhr. Am selben Tag von 11.00 Uhr bis zum 6. April um 5.08 Uhr, die sechs Stunden später wieder aufgenommen wurde, also am selben Tag um 22.30 Uhr, und am 7. April um 6.00 Uhr beendet wurde, gefolgt von einer weiteren Nachtvernehmung am selben Tage um 23.00 Uhr bis zum 8. April um 3.45 Uhr. Die U-Haft dauerte 467 Tage.

Für "Verbrechen", die kein Rechtsstaat kennt und ahndet, waren ihm seitens der Staatsanwaltschaft im Einvernehmen mit dem Zentralkomitee der SED, fünfzehn Jahre Zuchthaus zugedacht. Doch Chruschtschows Abrechnung mit Stalin, die auch in der DDR nachvollzogen werden mußte, bewirkte eine erhebliche Reduzierung des Strafantrags und damit auch des Urteils, das unter Ausschluß der

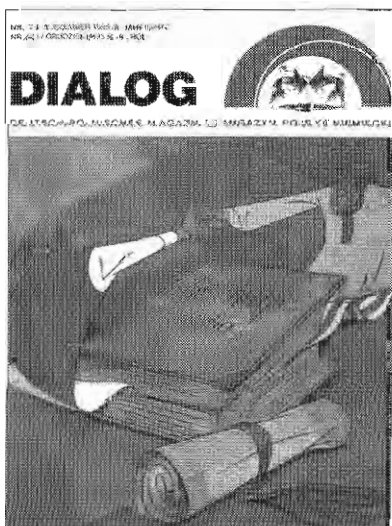
Öffentlichkeit verkündet wurde: vier Jahre Zuchthaus.

Auf den Menschenraub am Sohn folgt die Verhaftung der Mutter: "Festnahme erfolgte am 06.04.1955 auf der Linie Trotzismus. Sie erfolgte aufgrund der Bearbeitung des Gruppenvorganges 'Illegale'. Untersuchungsergebnis: Verdachtsmomente wurden bestätigt. Beweismittel wurden keine gefunden. Weitere Hinweise können nicht gegeben werden." So lautet die Notiz, die sich der zuständige Hauptmann nach der Festnahme machte. Die Mutter, die mit der "subversiven", also journalistischen Tätigkeit des Sohnes nicht das Geringste zu tun hatte, verlor während der 3 1 3 Tage dauernden Untersuchungshaft die Nerven und wurde in die Waldheimer Psychiatrie eingewiesen, von wo sie nach achtzig Tagen als strafrechtlich voll verantwortlich entlassen wurde.

Die Anklage der Staatsanwaltschaft des Bezirks könnte nur unglaubliches Kopfschütteln auslösen, hätte sie nicht zu einer Freiheitsstrafe von zwei Jahren geführt. Sie lautet: „Ich klage an: Die Hausfrau Edith Fricke ... 1. Im Februar 1955 in Westberlin die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Deutschen Demokratischen Republik verleumdet zu haben, indem

sie behauptete, die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik stehe unter einem ständigen Druck seitens der Regierung, die politischen Verhältnisse seien sehr gespannt ... 2. Den ungestörten Zahlungsumlauf gefährdet zu haben. Sie hat im Jahre 1954 370,- DM aus der Deutschen Demokratischen Republik nach Westberlin ausgeführt und dort unter Zugrundelegung des Schwindelkurses Bekleidungsstücke für Dritte eingekauft ..."

Mutter und Sohn mußten die Strafen voll verbüßen. Der Sohn überstand die schlimmen Jahre – meist in Einzelhaft – ungebrochen, wie jeder weiß, der die bundesdeutsche DDR-Literatur überblickt. Bitter für ihn die Erfahrungen hier im freien Westen, wo viele der politisch Verantwortlichen der zweiten totalitären Versuchung ohne schwerwiegende Gründe erlagen: „Zum Beispiel wurde das Erscheinen meiner Dokumentation zur politischen Verfolgung in Mitteldeutschland im Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, zu dem 1969 (Beginn der sozial-liberalen Ära) das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen umgebildet worden war – die Namensänderung war paradigmatisch –, jahrelang verzögert, um 'die andere Seite' nicht zu verärgern.“



Vom „Bundesverband deutsch-polnischer Gesellschaften“ wird in Zusammenarbeit mit den polnisch-deutschen Gesellschaften in Polen das zweisprachige Magazin **DIALOG** herausgegeben. **DIALOG** erscheint drei- bis viermal jährlich. Der Jahresbezugspreis beträgt 24,- DM (einschl. Versandkosten).

Ziel von **DIALOG** ist es, einen Beitrag zum Informations- und Meinungsaustausch über die deutsch-polnischen Beziehungen zu leisten und über die polnische Minderheit in Deutschland und die deutsche Minderheit in Polen zu berichten.

Wenn Sie an **DIALOG** interessiert sind, übersenden wir Ihnen gerne ein Probeexemplar. Fordern Sie dieses mit nebenstehendem Coupon an bei:

DIALOG
Redaktion Düsseldorf
An der Vehlingshecke 35
40221 Düsseldorf

Ich bitte um Übersendung eines Probeexemplares von **DIALOG**:

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Brückenbauer in der Militärseelsorge: Militärdekan Kusen scheidet aus der Militärseelsorge aus

Der Düsseldorfer **Katholische Wehrbereichsdekan Hermann-Josef Kusen (65)** wurde vom Stellvertreter des erkrankten Militärgeneralvikars, Militärdekan Prälat Walter Wackenhut, als Pontifex, „Brückenbauer“ – ein Ehrentitel, den die Päpste traditionellerweise führen –, gewürdigt. Bei der Verabschiedung von Prälat Kusen aus dem Dienst der Militärseelsorge am 29. Februar im Kardinal-Schulte-Haus in Bensberg betonte Wackenhut, Kusen habe solche Brücken nicht nur immer wieder gebaut, sondern vor allem selbst beschritten. In seinem 33-jährigen Dienst als Militärseelsorger habe er als Christ und Priester in seiner Person die Militärseelsorge immer wieder nicht nur als Organisation und Institution sichtbar werden lassen, sondern als den Dienst, den sie „als Kirche unter den Soldaten“ im göttlichen Auftrag in ihrem Zentrum sehe.

Zu den zahlreichen Ehrengästen, darunter hohe Generale der Bundeswehr, so auch der Befehlshaber im Wehrbereich III, Generalmajor Götz Gliemerth, gehörten auch Vertreter von Kirche und Öffentlichkeit. Als Vertreter des Verteidigungsministeriums nann-

te Ministerialdirektor Dr. Klaus Dau, Abteilungsleiter Verwaltung und Recht, es einen Glücksfall, daß die Militärgeistlichen in Kusen einen besonders qualifizierten und erfahrenen Theologen gefunden hätten. Besonders hervor hob Dau Kusens Engagement für die seelsorgliche Betreuung von Soldaten aus den neuen Bundesländern und den alljährlichen Gottesdienst zum Weltfriedenstag im Kölner Dom.

Den priesterlichen Lebensweg in der Militärseelsorge Kusens würdigte der langjährige Leiter des Katholischen Militärbischofsamtes, Prälat Dr. Ernst Niermann. Kusen habe das Bild des Soldatenseelsorgers wesentlich geformt und die Identität, das Selbstverständnis und Selbstbewußtsein seiner Mitbrüder geprägt. Hingehen, Werben und Zusammenführen seien Kusens Motto gewesen.

Der in Köln 1931 geborene Priester dieser Erzdiözese war nach seiner Priesterweihe 1957 zuerst einige Jahre Kaplan und Religionslehrer, bevor er 1962 für den Dienst in der Militärseelsorge freigestellt wurde. Dort war er in Lingen, Hamburg, Münster und Wahn tätig, dann machte der damalige Militärbischof und Bischof

von Essen, Franz Hengsbach, ihn zum leitenden Militärseelsorger im rheinisch-westfälischen Wehrbereich. Kusen ist päpstlicher Ehrenprälat, Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Ehrenkreuzes der Bundeswehr in Gold.

Als Nachfolger Kusens wurde **Militärdekan Rainer Schadt (39)**, bisher Katholischer Standortpfarrer in Koblenz und Verbindungsmann der Katholischen Militärseelsorge zum Heeres-Führungskommando zum leitenden Militärgeistlichen im Wehrbereich III ernannt. Schadt wurde 1982 zum Priester geweiht. Nach einer Kaplanszeit in seinem Heimatbistum Mainz kam er 1987 als Standortpfarrer Stadtallendorf in die Militärseelsorge. Seit 1991 wirkt der bei den Soldaten aller Dienstgrade beliebte Geistliche in Koblenz. Besondere Erfahrungen sammelte er in der seelsorglichen Begleitung deutscher Soldaten in Kambodscha, Somalia und im ehemaligen Jugoslawien.

Anläßlich der Verabschiedung seines Düsseldorfer Amtsvorgängers im Bensberger Kardinal-Schulte-Haus übertrug Ministerialdirektor Dr. Klaus Dau Schadt die neue Aufgabe als Wehrbereichsdekan III. (KMBA)

Militärdekan Prälat Hermann-Josef Kusen (re) und Militärdekan Rainer Schadt (li), der alte und der neue katholische Wehrbereichsdekan III. (Foto: KMBA)



Der Bundesvorsitzende zur Verabschiedung des Geistlichen Beirats der GKS im Wehrbereich III

Als Vertreter der organisierten Laien innerhalb der Militärseelsorge möchte ich Sie heute hier in Bensberg stellvertretend für die Angehörigen der Pfarrgemeinderäte und der Kreise der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) im Wehrbereich verabschieden.

Manch einer der Zuhörer, der die Internas der Militärseelsorge etwas besser kennt, mag nunmehr fragen, warum gerade ich als Bundesvorsitzender der GKS hier ste-

he. Die Ursache liegt in der persönlichen Beziehung zwischen Ihnen und mir, die wir nunmehr seit zwanzig Jahren vertrauensvoll und eng zusammenarbeiten.

Trotz meiner häufigen Versetzungen in andere Wehrbereiche führte mein Weg stets zurück in diesen Wehrbereich, für den Sie über zwanzig Jahre verantwortlich zeichneten. So haben meine beiden Kameraden, der Moderator Ihrer Arbeitskonferenz und der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich III, gebeten, Sie offiziell zu verabschieden. Bereitwillig und dankbar bin ich dieser Bitte nachgekommen.

Wir schreiben das Jahr 1931. Seit 1920 war Karl-Josef Kardinal Schulte Erzbischof von Köln. Er hatte eigentlich seine Laufbahn als angehender Theologe in der Kölner Erzdiözese begonnen, war dann aber aufgrund von Disziplinwidrigkeiten aus dem Collegium Albertinum in Bonn entlassen worden mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß er keinerlei Aussicht habe, jemals im Bereich der Erzdiözese Köln angestellt zu werden. So führte sein Weg über Paderborn, wo er 1910 zum Bischof geweiht wurde, später doch wieder nach Köln.

Sie, lieber Herr Dekan, haben uns häufig von dieser Begebenheit erzählt. Dieser gleiche Kardinal Schulte – ein echter Sauerländer im Gegensatz zu Ihnen als echtem Kölner mit kölschem Humor – war verantwortlich für diesen Gebäudekomplex, den er in den Jahren 1927–29 als Priesterseminar bauen ließ und wo Sie selbst nach erfolg-

reichem Theologiestudium Ihre Seminarzeit mit allen Höhen und Tiefen erleben durften. An diesem Ort werden Sie heute nach einem langen Berufsleben in der Militärseelsorge verabschiedet. Für mich ist es kein Zufall, daß es im Lebensweg des Kardinal Schulte und Ihrem eine Reihe von Parallelen gibt, allerdings auch deutliche Gegensätze.

Sie, lieber Herr Dekan Kusen, waren, was die Mitarbeit, die Verantwortlichkeit, das Mitspracherecht und das Mittundürfen der Laien angeht, weit Ihrer Zeit voraus. Lange bevor es eine offizielle Arbeitskonferenz mit entsprechender Ordnung gab, haben Sie ein Instrumentarium auf der mittleren Ebene geschaffen, das uns die Gelegenheit gab, mit Ihnen, der Sie aufgrund ihrer Dienststellung als dienstaufsichtsführender Wehrbereichsdekan und Ihres Dienstgrades für uns weit weg waren, zu sprechen, Sie zu informieren und Sie beraten zu dürfen. Wichtig war dabei, daß Sie uns verstanden, ernst genommen und wirklich für uns Soldaten sowie unsere Familien etwas bewegt haben. Wir haben stets gespürt, daß unsere Anliegen auch die Ihren waren. Wir durften Sie als gütigen, frommen und vorausschauenden Priester und Seelsorger erleben.

In der Hierarchie und den Besonderheiten der Bundeswehr kannten Sie sich vorzüglich aus. Die Wertschätzung hoher und höchster militärischer Vorgesetzter Ihrer Person kam uns Soldaten, die wir

als Laien innerhalb der Militärseelsorge arbeiteten, stets sehr zugute.

Im Gegensatz zu Kardinal Schulte waren Sie ein Mann klarer Entschlüsse, auf denen sich Ihre Handlungen folgerichtig aufbauten. Mit Liebe und Wohlwollen gegenüber den Menschen, aber in der Sache korrekt und unnachgiebig, für alle transparent, gingen Sie Ihren Weg. Wir, die Laien, die Ihnen zur Seite stehen und mit Ihnen ein Stück des Weges gehen durften, danken Ihnen aufrichtig. In diesen Dank möchte ich meine eigene Person einschließen, für die Sie sich stets verantwortlich gefühlt haben und der Sie mich in allen meinen Verwendungen unterstützt haben. Hier möchte ich an Ihren ersten Besuch im November 1990 bei mir in Potsdam erinnern. Noch nie habe ich Sie während eines Vortrages oder Unterrichtes so schwitzen gesehen wie bei diesem Vortrag vor interessierten Ungläubigen im Club des Objektes. In dieser Zeit sind auch die religiösen Orientierungstage für Soldaten, die keiner Kirche angehören, entstanden. Der Segen dieser Unternehmungen wirkt bis in die heutigen Tage.

Zum Abschluß möchte ich Ihnen in Würdigung Ihrer Verdienste für die GKS das Große Kreuz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten überreichen mit der Bitte auch im Ruhestand den Weg unserer Gemeinschaft weiterhin wohlwollend zu begleiten.

(Karl-Jürgen Klein)

Hanna-Renate Laurin (67), frühere Präsidentin des Berliner Abgeordnetenhauses, ist mit dem Komturkreuz des Verdienstordens der Republik Polen geehrt worden. Der Vorsitzenden des Berliner Diözesanrates und Mitglied im Geschäftsführenden Vorstand des Zentralkomitees deutscher Katholiken werde der hochrangige Orden für ihre Verdienste um die deutsch-polnische Verständigung verliehen, teilte die Außenstelle der polnischen Botschaft am Dienstag, dem 27. Februar, in Berlin mit. Die Auszeichnung überreichte der polnische Botschafter in Deutschland, Andrezej Byrt. Frau Laurin wird bei der Bundeskonferenz der GKS am 25.04.96 einen Vortrag zum Jahresthema

„Gegen die Gleichgültigkeit und Resignation der Christen – Unser Zeugnis“ halten. (DT/PS)

Militärdekan Karl-Ferdi Vater (54), Pfarrer an der Universität der Bundeswehr in Hamburg, übernimmt zum 1. April die Leitung der Polizeiseelsorge im Erzbistum Köln. Vater stammt aus dem Rheinland. Nach seiner Tätigkeit als Pfarrer in Bonn-Bad Godesberg wurde er 1984 Militärpfarrer in Schleswig. Seit dem 1. Februar 1988 wirkte er an der Universität der Bundeswehr in Hamburg und war zugleich stellvertretender Wehrbereichsdekan für den Wehrbereich I. Seinen künftigen Wohnsitz wird Vater in Leverkusen haben, wo er als Subsidiar in der

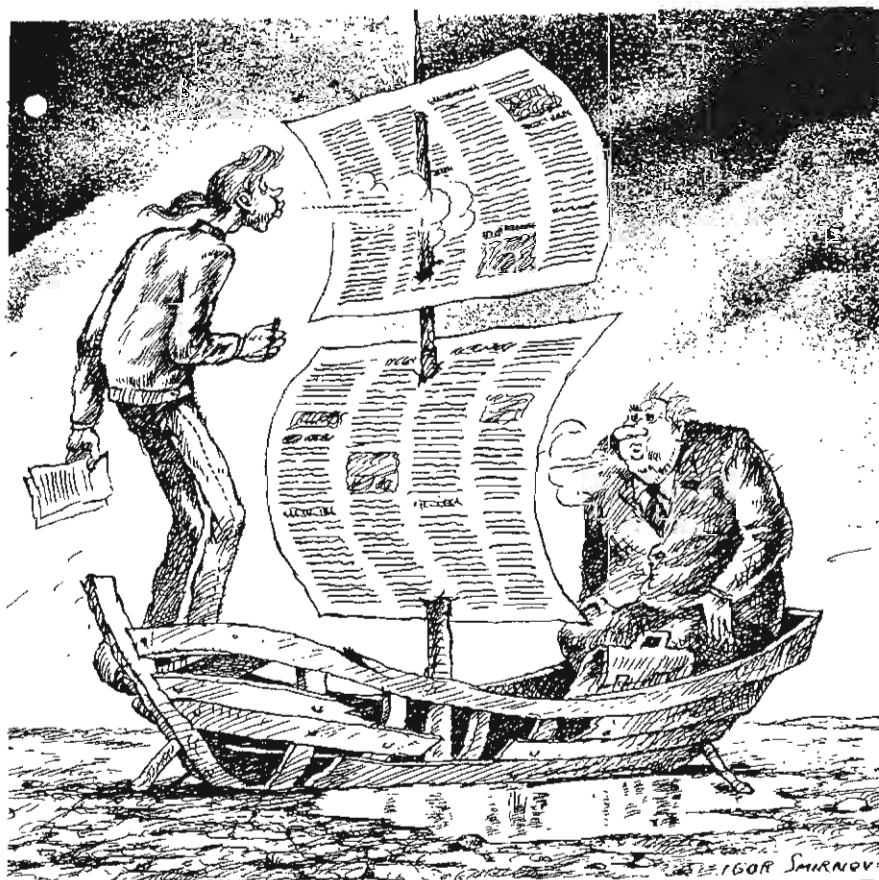
Pfarrgemeinde St. Albertus Magnus mitarbeiten wird. (DT)

Pater Dr. Hans Langendörfer SJ (44) wurde am 27.02.96 zum neuen Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. P. Langendörfer ist der GKS, insbesondere dem Sachausschuß „Sicherheit und Frieden“, als renommierter Friedensethiker ein Begriff. Bei der 30. Woche der Begegnung 1990 in Bad Segeberg hielt er den viel beachteten Vortrag „25 Jahre Pastoralkonstitution ‘Gaudium et Spes’“ (AUFTRAG 193/194, Seite 43–51), der auch heute, unter den Bedingungen des erweiterten Auftrags der Bundeswehr, immer noch aktuell und lesenswert ist. (PS)

Termine 1996

II. Quartal	Gespräch SA SF im Foyer der Jesuiten Bonn "Humanitäre Intervention; Gewaltfreiheit; Balkankrieg"	08.–10.05.	Haupttagung der GKMD in Fulda	19.08.	Strandfest der GKS im WB I in Olpenitz
09.–13.04.	Jahrestreffen CoV in Dassel/Solling	09.05.	Internationaler Soldatentag bei der Hl. Rock-Wallfahrt Trier	22.–25.08.	Sitzung SA S+F und SA InFu in Görlitz
20./21.04.	Vorkonferenz 36. Woche der Begegnung	24.05.	Sitzung SA K+I in Bonn	08.–10.09.	Familienwochenende WB I im Haus Tanneck
22.–26.04.	36. Woche der Begegnung Schloß Hirschberg; Thema der ZV: „Sammeln – Stärken – Senden“	04.06.	Sitzung EA in Bonn	10.09.	Sitzung EA in Bonn
24.–26.04.	Bundeskonzferenz; Thema: „Gegen die Gleichgültigkeit und die Unsicherheit der Christen – Unser Zeugnis“	05.–11.06.	Internat. Soldatenwallfahrt nach Lourdes	10.09.	Teilnahme GKS WB I an Answerswallfahrt
26.–27.05.	Vollversammlung des Zdk	07.–09.06.	Seminar für GKS- Führungspersonal in Bensberg	12.–15.09.	Katholischer Kongreß in Hildesheim
04.–10.05.	Woche für das Leben 1996 "Leben bis zuletzt: Sterben als Teil des Lebens"	11.06.	Sternfahrt der GKS im WB I nach Itzehoe	27.–29.09.	WB VI: Arbeitskonferenz in Windisch-Eschenbach
		12.–16.06.	Seminar 3. Lebensabschnitt in Münster	04.–06.10.	WB IV: Arbeitskonferenz in Theisendorf
		13.–16.06.	Deutsche Ökumenische Versammlung in Erfurt "Versöhnung suchen – Leben gewinnen"	11.–13.10.	Sitzung BV GKS in Berlin
		14.–16.06.	WB III: Arbeitskonferenz in St. Meinolf	23.–27.10.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg
		11.–25.07.	Jakobuswallfahrt in Spanien	22.–23.11.	Vollversammlung Zdk
		03.–16.08.	AMI-Familienfreizeit in Bitche/Frankreich	25.–26.11.	Herbsttagung GKMD
				26.11.	Sitzung EA in Bonn

General Philippe Morillon (60), einstiger Oberkommandierender der Truppen der Vereinten Nationen im früheren Jugoslawien, hat die Uniform ausgezogen und sich in den Dienst der Kirche gestellt. Zusammen mit dem Pfarrer der Pariser Gemeinde Saint-Germain-l'Auxerrois im Zentrum der französischen Hauptstadt will der General a.D. eine „Schule der Evangelisierung“ gründen und jedes Jahr eine Anzahl von jungen Erwachsenen dazu bewegen, ein Jahr dem Dienst am Nächsten und an der Kirche zu widmen. Die Teilnehmer sollen Gottesdienste gestalten, Kranke in der Gemeinde besuchen sowie Armen und Obdachlosen beistehen. Dabei erhalten sie eine theologische und spirituelle Ausbildung. Morillon soll die Leitung der Gruppe übernehmen. Der frühere General ist mit dem Pfarrer der Gemeinde, Michel Gitton, seit Jahren befreundet. (DT vom 09.03.96)



(Zeichnung Igor Smirnow,
aus: Initiative, Material/InfoDienst
des 92. Dt. Katholikentags)

Der Geist weht, wo er will; aber nicht jedes Wehen kommt aus dem Geist.

AUTOREN UND BEITRÄGE IN DIESEM AUFTRAG

Bieger, Dr. Eckhard
Fischer, Wolfgang
Poensgen, Dr. Herbert

Dr. Eckhard Bieger, Kath. Beauftragter beim ZDF, **Wolfgang Fischer**, Katholische Fernseharbeit Mainz, **Dr. Herbert Poensgen**, Dozent am Theologisch-Pastoralen-Institut, Mainz

Die Thesen sind entstanden im Anschluß an die Diskussionen über das von der Kath. Rundfunkarbeit in Deutschland herausgegebene Buch „zeitgeistlich – Religion und Fernsehen in den neunziger Jahren, Köln 1994“, und während zweier Kursprojekte in der pastoralen Fortbildung des Theologisch-Pastoralen-Instituts Mainz.

Casel, Gertrud

Generalsekretärin der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und Mitglied des ZdK. Beitrag durch Redaktion AUFTRAG gekürzt, aus: Salzkörner, Hrsg. ZdK, 2. Jg, 1/1996.

Gerl-Falkovitz, Prof. Dr. Hanna-Barbara

Inhaberin des Lehrstuhls für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Technischen Universität Dresden. Mitglied im ZdK. Veröffentlichungen im AUFTRAG: „Die Hälfte sein – ganz werden“ (222/S. 3), „Unterwegs zur Einheit“ (213/S. 11). Der hier mit freundlicher Genehmigung der Autorin wiedergegebene Aufsatz ist in einer Schriftreihe hrsg. von der Katholischen Ärzteschaft Deutschlands „Ethische Entscheidungsfreiheit und kirchliche Bindung“, Bachem Köln, o. Jg., erschienen.

Groppe, Lothar

Der Aufsatz „Waren alle Deserteure Widerstandskämpfer?“ von Pater Lothar Groppe ist ein Diskussionsbeitrag zur Debatte über dieses Thema im Rechtsausschuß des Deutschen Bundestages, der der Deutschen Tagespost vom 22.02.96 entnommen ist und durch die Redaktion leicht gekürzt wurde.

Grulich, Dr. Rudolf

Wiss. Leiter des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien e.V. in Königstein/Ts. Der Beitrag „Omarska liegt im neunten Kreis der Hölle“ ist ein erschütternder Bericht über den Kriegsalltag im serbisch besetzten Teil von Bosnien-Herzegowina. Erschienen in: Deutsche Tagespost vom 06.01.96.

Hock, Karl Heinz

Chefredakteur der Katholischen Nachrichten-Agentur GmbH, Bonn.

Klein, Karl-Jürgen

Oberstleutnant, Dipl.-Ing., Regimentskommandeur in Sigmarin; seit 1995 Bundesvorsitzender der GKS.

Löw, Konrad

Die Buchbesprechung „Für Verbrechen bestraft, die kein Rechtsstaat kennt und ahndet“ ist der Deutschen Tagespost vom 17.02.96 entnommen.

Lohmann, Martin

stellvertretender Chefredakteur des Rheinischen Merkur, Bonn; zuständig für den katholischen Teil „Christ und Welt“.

Stuff Eckard

Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter.

Theis, Msgr. Walter

Militärdekan, Leiter des Referats „Kirche und Gemeinde“ im Katholischen Militärbischofsamt, Geistlicher Beirat der GKS auf Bundesebene. Der Beitrag ist die Wiedergabe einer mündlichen Einführung in die Planung und Vorhaben auf das Jubeljahr 2000 vor dem Bundesvorstand der GKS, dem KNA-Meldungen zum Apostolischen Schreiben TERTIO MILLENIO ADVENIENTE und ein mit U.R. paraphierter Artikel „Johannes Paul II.: Vorblick auf das Jahr 2000“, in Herder Korrespondenz 12/1994, zugrunde liegt.

Anstöße für ein gelebtes Apostolat in der Gemeinde

Der Beitrag wurde zusammengestellt nach Fragen und Anregungen aus der Broschüre „Anstöße zum Pastoralgespräch im Erzbistum Köln“, hrsg. vom Diözesanpastoralrat im Erzbistum Köln, 1993.

BUCHBESPRECHUNGEN

Ortwin Buchbender, Gerhard Kupper, Hrsg.: Spurensuche Frieden. Friedensethische und friedenspolitische Erklärungen der christlichen Kirchen seit dem zweiten Golfkrieg. Bernhard & Gräfe-Verlag, 1996.

Mit dieser Dokumentation präsentiert der Verlag eine einmalige chronologische Sammlung von Erklärungen der Kirchen zur Friedensethik seit dem Ende des Ost-West-Gegensatzes. Deutlich wird in diesem Buch, daß sich die Kirchen und die ihnen nahestehenden Organisationen und Gruppen um eine Antwort auf die Frage nach den Ursprüngen der Gewalt bemühen. Aufgezeigt wird, wie sehr dabei um die politisch geforderte ethische Rechtfertigung gerungen wird, im äußersten Falle selbst Gewalt anwenden zu dürfen. Die Edition zeigt auch, wie sehr sich in den letzten Jahren ein spezieller Wandel vollzogen hat und noch weiter vollzieht. Es ist das Verdienst der beiden Autoren, daß sie diesen Wandel und auch die darin liegende Kontinuität durch die sorgfältige Auswahl der Dokumente verdeutlichen. Die Position der GKS und die ihr nahe stehender Persönlichkeiten ist in diesem Buch ebenso vertreten wie die von Pax Christi. Aus allen Stellungnahmen wird deutlich, am Frieden führt kein Weg vorbei. Dennoch bleibt die Frage, welches ist der richtige Weg?

Das Buch ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk für solche, die sich eine eigene Meinung bilden, in der friedensethischen Diskussion qualifiziert mitreden wollen. (PS)

BUCHBESPRECHUNGEN

Klaus Hildebrand: Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871–1945. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1995, 1054 Seiten.

Gerhard L. Weinberg: Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1995, 1174 Seiten mit 19 Karten.

Der Deutschen Verlags-Anstalt ist ein Doppelschlag gelungen: Mit Klaus Hildebrands „Das vergangene Reich“ und Gerhard Weinbergs „Eine Welt in Waffen“ sind zwei Bücher vorgelegt worden, die für lange Zeit zur Standardliteratur in ihren Themenbereichen zählen dürften. Gerade weil wir Zeitzeugen der dramatischen Veränderung der politischen Nachkriegsordnung in Europa sind, es also von uns abhängt, wie wir die neue politische Ordnung in Europa gestalten, sind kluge Analysen der neueren Geschichte wertvolles, ja unverzichtbares Rüstzeug. Die Bücher von Klaus Hildebrand und Gerhard Weinberg zählen dazu.

Die wiedergewonnene deutsche Position, vereinigt in der Mitte Europas, mit einem größeren Ausmaß eigener internationaler Verantwortung, stellt gewiß höhere Anforderungen an die deutsche Außenpolitik. Denn die erneute Herstellung der deutschen Einheit rückt Deutschland wieder zurück in seine alte Position: zurück von der Randlage der militärischen Bündnisse in die Mitte Europas. Die Lektüre von Klaus Hildebrands Buch macht deutlich, welche Probleme das Deutsche Reich mit dieser Lage hatte, welche Fehler es beging.

Bismarcks Deutsches Reich war die Macht in der Mitte, umgeben von anderen Großmächten. Es war stärker als jede einzelne Großmacht, aber schwächer als die Koalition, die die anderen miteinander eingehen konnten und schließlich miteinander eingehen mußten, eben auf Grund der deutschen Stärke. Das Deutsche Reich jedenfalls ist mit seiner Mittellage in Europa nicht fertig geworden. Jetzt aber sind wir wieder dort.

Die akademische Zurückhaltung gibt der Bonner Professor für mittelalterliche und neuere Ge-

schichte dabei nicht auf; auf Ratsschläge verzichtet er. Auch im Wissenschaftlerstreit hält er sich zurück. Was Hildebrand vor allem liefert, ist eine vorzügliche Gesamtdarstellung der deutschen Außenpolitik von 1871 bis 1945.

Schon der Titel „Das vergangene Reich“ macht deutlich, daß Hildebrand das Deutsche Reich von 1871 bis 1945 als ein abgeschlossenes Kapitel deutscher Geschichte betrachtet. Das heißt freilich nicht, daß das vereinigte Deutschland sich sicher fühlen könnte, die Fehler des vergangenen Deutschen Reiches nicht in anderer Variation zu wiederholen. Gerade heute darf nicht vergessen werden, daß Bismarck und Stresemann durch ihre jeweiligen Nachfolger diskreditiert wurden und damit auch jede Form eines „deutschen Sonderweges“. Wer da heute meint, das vereinigte Deutschland könne sich mancher internationalen Verpflichtung entziehen, allen militärischen sowieso, der ist schon dabei, den neuen Sonderweg zu beschreiten. Die alten Fehler begeht man halt stets in neuer Variation.

Besonders hilfreich ist deshalb Hildebrands Epilog „Das Deutsche Reich oder die Versuchung des Unendlichen“, in dem er über 50 Seiten versucht, gemeinsame Linien der Außenpolitik des Deutschen Reiches herauszuarbeiten. Dabei tritt ein Fehler wegweisend hervor: die schließlich fatale Neigung der Deutschen, auf der eigenen Autonomie zu bestehen, die angeblich so kostbare Unabhängigkeit nicht durch eine Option für den Westen oder den Osten zu begrenzen. Dieser nationale Eigenweg, so Hildebrands Urteil, „trug schließlich mit dazu bei, daß Deutschlands Geschichte in den nationalsozialistischen Sonderweg abirrte, der das Reich verhängnisvoll und nachhaltig von der zivilisierten Welt trennte“.

Der in Hannover geborene Gerhard Weinberg mußte auf Grund seiner jüdischen Herkunft Deutschland als Kind verlassen. Seit 1974 ist er Professor für Geschichte an der Universität von North Carolina in den Vereinigten Staaten. Sein Werk „Eine Welt in Waffen“ ist eine Gesamtdarstellung des globalen Geschehens des Zweiten Weltkrieges, das alle Kriegsschauplätze berücksichtigt und auch versucht, die Entwicklung im Inneren der betei-

ligten Staaten aufzuzeigen. Eine Weltgeschichte des Zweiten Weltkrieges also. Für dieses Buch wurde Weinberg im Januar 1995 mit dem Preis des Amerikanischen Historikerverbandes ausgezeichnet.

Weinbergs große Leistung liegt darin, die unglaubliche Fülle des Kriegsgeschehens auf rund 950 Textseiten zusammenzuführen. Er hat eine außerordentlich gut lesbare Gesamtschau des Zweiten Weltkrieges vorgelegt, die immer wieder an wichtigen Stellen in die Tiefe hinein analysiert und das eigene Urteil begründet aufzeigt.

Weinbergs umfassender Gesamtdarstellung liegt eine jahrzehntelange Forschungsarbeit zugrunde, die auch bisher unbekanntes Material mit einbeziehen konnte. Der Abschnitt „Spionage und Funkaufklärung“ bietet dafür zahlreiche Beispiele.

Klaus Hildebrand und Gerhard Weinberg haben grundlegende Standardwerke geschrieben, die nicht nur für die Studenten der Geschichtswissenschaft gute Lektüre bieten. (Ekhard Stuff)

Gerhard Konzelmann, „Bilquis, Königin von Saba“ Weitbrecht Verlag, Stuttgart 432 S., geb. mit Schutzumschlag, ISBN 3-522-71790-2

Der als Journalist bekannte Gerhard Konzelmann hat einen Roman um die legendäre Königin von Saba geschrieben, der mit zahlreichen Märchen und Sagen aus dem Orient angereichert ist. Das Zusammentreffen der Königin aus ihrem Reich voll Märchen und Mirakel mit dem weisen und mächtigen König Salomon in seiner Hauptstadt Jerusalem gibt den Rahmen für märchenhafte Erzählungen von Geistern und wunderbaren Ereignissen. Der Roman, der auch einen Einblick in die Anfänge der Astronomie, der Magie und Wahrsagung gibt, verführt zum Lesen und Weiterlesen.

Die Verbindung von wenigen Wahrheiten und vielen Märchen und Erzählungen des Orients ist ein sehr interessantes, fast spannendes Buch. Wer Sinn für Märchen und Erzählungen hat oder sich einmal völlig aus der Realität lösen möchte, dem sei dieses wirklich lesenswerte, bezaubernde Buch empfohlen. (Willy Trost)



Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

und erscheint bis zu neunmal jährlich.

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS), Breite Straße 25, 53111 Bonn.

Redaktion: Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., verantwortlicher Redakteur; Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Redakteur, Satz und Layout; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur.

Zuschriften: Klaus Brandt, Postfach 30 03 03, 51413 Bergisch-Gladbach, Fax: 02204-23005

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn-Buschdorf

Überweisungen auf:
Konto-Nr. 2532786 BLZ 380 400 07
Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506
Postscheckamt Köln: Katholische Soldatenseelsorge – Anstalt des öffentlichen Rechts – Vermerk: "Spendenkonto der GKS".

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- an den ausliefernden Köllen Verlag.